Bibl. Mont.
4132

4132 Bibl. Mont

<36623501380010 S

<36623501380010

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie.

Eine gekrönte Preisschrift

von

Karl Weichselbaumer,

der Philosophie Doctor.

München, 1813.
Gedruckt mit Hübschmann'schen Schriften.

Das Beßte wird nicht deutlich durch Worte; der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste.

Göthe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorerinnerung.

Der Hang zur Philosophie ist bei den Deutschen durch die Stürme, welche in dieser Wissenschaft herrschten, geschmälert worden; desto inniger ward ihre Liebe für Dichtkunst; das Mißtrauen gegen die Forschung der Speculation nahm zu, und Philosophie und Poesie erschienen stets in einem geschiedenern Verhältnisse. Der Stoff der vorliegenden Abhandlung ward als Preisaufgabe von der philosophischen Section der Universität Landshut bestimmt; haben meine jugendlichen Bemühungen, die Einheit der Wissenschaft und Kunst darzustellen, und zugleich ihre Verschiedenheit zu enthül-

len, ihr in dieser Epoche nicht unwichtiges Ziel, nur zum Theile erreicht, so möchten doch die Absicht des Verfassers und das Bekenntniß, daß Wahrheit sein Zweck und Liebe zu ihr seine Führerin war, strengen Vorwürfen Einhalt thun, da es überhaupt Schicksal der Menschheit ist, daß einige irren, damit viele richtig gehen.

München im Mai 1813.

Der Verfasser.

Erkenntniß des Menschen.

Im Reiche des Todes geboren und aufgereift, lebt der Mensch für die Unsterblichkeit, in den Gefilden der Bewußtlosigkeit besitzt er das Bewußtseyn seiner Lebendigkeit, und umgeben von einer durch nothwendige Bedingungen zu Wirkungen getriebenen Natur, übet er eine aus sich selbst strömende Wirksamkeit, sein Selbstgefühl unterscheidet das Innere von dem Aeußern, das freie Walten des Lebendigen von der stummen Existenz der Körperwelt — der Sterbliche ist frei. Dieser Freiheit liegt ein unsichtbares, göttliches, von Verhältnissen befreites Prinzip zu Grunde, nämlich der Menschengeist; durch diesen wird der Mensch Gottes, seiner Selbst und der Erde inne, durch diesen wird die Erkenntniß irdischer und göttlicher Dinge möglich.

Um den Menschen verbreitet sich die sinnliche Natur (Körperwelt), er selbst wird durch seinen physischen Theil ein Mitglied derselben; durch den Sinn, als thierisches Organ, nimmt er die äußeren Gegenstände auf, bringt sie als Vorstellungen in das Bewußtseyn, und indem dieselben die bestimmte Beziehung auf ein Object erhalten,

erwächst die Erkenntniß, aber nur in der lautern, selbstständigen Wesenheit der Seele bildet sich der Reflex alles endlichen Seyns, die Vorstellung entsteht nur durch die mit dem Sinne verbundene Geisteskraft. Aber wie das Auge des Selbstbewußten die Objecte der Sinnlichkeit betrachtet, so richtet sich gleichsam ein inneres Auge in die Geisterwelt hinein und es erscheint ein Reich der Unendlichkeit. Im himmlischen Theile des Gotterschaffnen erwacht die Kunde der Wahrheit, Schönheit, Heiligkeit, im innersten reinsten Leben entstehen die Wahrnehmungen unendlicher Dinge. Das Vermögen, eines Ueberirdischen bewußt zu werden, nennen wir Vernunft, sie ist das Licht des Lebens, der Geist Gottes im Menschen.

Vernunft und Sinn wären also die beiden Erkenntnißquellen in Bezug auf das Uebersinnliche und Sinnliche, auf ihnen beruht die zweifache Erkenntniß ihres Besitzers und sie entsprechen der zweifachen Wesenheit der Dinge, welche außer ihm existiren.

Weil nun der erkennende Geist nicht bloß das sinnliche Gegebene auffaßt, sondern auch in seinen Verhältnissen betrachtet, so kommt ein drittes Vermögen vor, nämlich dasjenige, wodurch wir mittelst Reflexion und Abstraction Verhältnisse auffassen, und dieses heißen wir Verstand.

Durch die Anschauung in ihrem mächtigen Umfange fühlen wir uns gleichsam, wie Jean Pauls Geist in der wilden Riesenmühle des Weltalls betäubt und überwältigt, und die Wahrnehmung unterliegt in dem Strome der sie umrauschenden Eindrücke, aber der Verstand tritt mit messender Fassung auf, zergliedert das Ganze in seine Theile und ordnet das Viele zur Einheit. Er nimmt von der Anschauung die Merkmale, setzt sie gleich oder ungleich, ähnlich oder unähnlich und bestimmt das Verhältniß der Causalverknüpfung. Ihm gehören auch die gesammten Sätze der Mathematik an, welche zwar keine in der Sinnenwelt entsprechenden Gegenstände haben, aber doch die Anschauung zu Hülfe nehmen. Der Verstand giebt die Begriffe, d. h. er faßt die Merkmale der Vorstellungen zusammen, ihm gehört also auch das Denken an, welches ein Erkennen aus Begriffen ist. Mit der Anschauung ist also noch kein Denken verbunden, sondern dieses beginnet erst bei der Bestimmung der Eigenschaften des Angeschauten und ordnet die gegebenen Vorstellungen.

Wie durch die Aufnahme des Eindrucks der Sinnesgegenstände in das Bewußtseyn, die Empfindung entsteht und diese für die Wirklichkeit derselben zeigt, so lebt im Busen für die Aussprüche der Vernunft das Gefühl, es entspringt

aus dem reinen göttlichen Theil, wie jenes aus dem Irdischen quillt, es ist die Stimme des Uebernatürlichen, wie jenes der Laut des Natürlichen, mit ihm bricht der Keim des Ewigen seine Hülle auf, und richtet sich in majestätischer Blüthe gegen den Höchsten, wie die Pflanzen der Erde gegen den Stral der Sonne hinanstreben. Auf eine erhabene Weise sollte sich das Erhabenste offenbaren, auf eine selige Art der Glaube einer Seligkeit in das Gemüth eingehen. Wohl konnte im Alterthume die Meinung entstehen von Eingebungen erhabener Mächte, von der Stimme eines guten Geistes, oder wie die jüdische Ueberlieferung sich ausdrückt, eines Schutzengels, der von dem Herrn des Eden abgesandt den Anvertrauten gegen die Sünde vertheidiget, und verwandelte auch die Phantasie dieses Gleichniß in Wirklichkeit, indem man sich von einem Engel und Teufel umflogen wähnte, so verliert die Metapher doch nichts an ihrer Schönheit und hält es selbst gegen das Gespann Platon's aus. Es ist wirklich ein guter Geist, welcher uns im Gefühle des Herzens umschwebt, es ist ein Cherub, welcher vor den Versuchungen der Zeit warnet, und den Sterblichen aufrecht erhält im Getümmel des Schicksals; und wenn sich die Frage auf die Lippen drängt, woher dieses erhabene Innewerden stammt, so mag man sich immerhin mit der Ant-

wort, es sey der ewige lebendige Geist, welcher dieses Feuer entzündet, bescheiden. Kunstrichter verderben sich oft den größten Genuß, und Richter der Gefühle stürzen sich aus hellem Entzücken in trübe Zweifel, wenn sie die Quellen der Erkenntniß mißtrauisch erschüttern; sie werden gefühllos für die Wunder, die Gott in ihnen gethan hat, weil sie sich ihnen in Wahn und Truggestalten verkehren.

Verschleiert bleibt uns freilich der Genius der Gefühle, und es scheint, als wären wir noch zu rauh gebildet, um ihn stets an unserer Seite zu haben; nur in den stillen heitern Augenblicken, wo des Gemüthes Kraft erwacht, das Erdenrund entschwindet, und wir in das heilige Geheimniß der Begeisterung versinken, der Menschlichkeit und ihren Beschränkungen entrückt, da — steht er vor uns, ein ehrfurchtsvolles Beben zittert durch das Herz, ein Morgenglanz leuchtet um die Augen, und in Liebe löset sich das Innre auf. Wer es wagt, mit kalter Hand des Schleiers Saum zu fassen, dem verschwindet er, söhnt ihn nicht mehr aus mit der Zeit, entzieht ihm die Kunde des Himmels.

Bald mit ruhiger Entschlossenheit, bald mit feuriger Lebendigkeit, äußert sich die Vernunft durch das Gefühl, doch ohne dasselbige auch nie;

wenn man einwendet, daß die Gesetze mit Kälte in der Welt stehen, so entgegne ich, wohl hat sich das Vernunftgesetz in ehernen Grundsätzen erhärtet; aber in eines jeglichen Gemüthe verkündigt es sich laut und erhaben, von der Marmortafel leuchtet das Gebot und eines jeden Gefühl bestättigt es; darum vermeinen wir auch nicht falsch zu urtheilen, wenn wir das Gefühl die Thätigkeit der Vernunft heißen, und in ihm das schöne Band sehen, womit das Göttliche an den irdisch Organisirten sich kettet. — Wir fühlen Ueberzeugungen, denen in der Welt kein Zeuge erstehet, wir haben Vorstellungen von heiligen Dingen, wir haben Ideen. Wohl mag man sie Eingeborne des Geistes nennen, sie sind es, sie sind niedergelegt in die Seele, und die Vernunft hebt sie empor als Vorbilder der Wissenschaft und des Lebens. Durch die Ideen erhalten wir Erkenntnisse von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, sie sind ursprünglich, unmittelbar und ihrem Wesen nach unerforschlich, machen also das über allen Wechsel Erhabene aus, die Vernunft weiset sie als ewige Positionen vor, sie erkennend und nicht erzeugend.

An diese Urwahrheiten bindet uns die Ueberzeugung durch Gefühl, der Glaube, wir treffen sie als das Unveränderliche an, da hingegen

unter der Bühne des Schicksals die Räder des Wechsels rauschen. Im Uebersinnlichen ruht Einheit, in der Sinnlichkeit nur Eins, das aus Vielem sich gestaltet und die Ideen enthalten das Gewiße, das in sich selbst Bestimmte. Wer in ihnen lebt, lebt mit Vernunft, schwingt sich zum reinen Selbst empor, erfüllet die höchste Regel des Geistes, in ihm kann das Vorbild der Vollkommenheit erscheinen, der Himmel glänzet ihm entgegen und das Bestreben, in denselben einzugehen, beseliget seine Brust. Die Uebel, welche selbst der reinere Wille erfährt, die Dornenzweige, welche sich hie und da auf den Heerstraßen des Erdenwallens aufkrümmen, um den Fuß des Wandrers zu verwunden, stören den heiligen Eifer nicht: denn dem Vernünftigen ist wohl bekannt, daß wir nicht Herren unsers Schicksals, aber mächtig unsers Herzens sind; das Glück gehört dem Zufalle, die Tugend dem Willen an, und so läßt sich der Freudige, welchem eine Ewigkeit entgegen stralet, durch das Rieseln des Sandes im Stundenglase nicht betrüben. Der Vernünftige ist zugleich der Gläubige, welcher die Erscheinungen seines Innern als Offenbarungen des Heiligsten verehret.

Verhältniß der Erkenntnißvermögen gegen einander.

Die Vernunft als das höchste geistige Element ragt über den Verstand und Sinn empor, und darf als das ächte Prinzip des Lebens betrachtet werden; sie leuchtet dem Verstande, beut ihm die glänzenden Regionen, deren Abriß sein Copirbuch schmücken mag, und indem sie als Göttin der Tugend am Scheideweg dem Wählenden erscheint, hebt sie die Sinne über den verächtlichen Lebensgebrauch empor. Der Sinn ist zur Wahrnehmung bestimmt, aber er erhält erst Gewicht durch den Verstand. * Verstand und Vernunft wurden oft mit einander verwechselt, und Jacobi wurde durch die angenommene Priorität des Erstern veranlaßt zu sagen, man wolle die Vernunft

* Wo Sinn ist, da ist Aufang und Ende, da ist Trennung und Verbindung, da ist Eines und ein Anderes, und der Sinn ist das Dritte. Bei dem Sinne ist daher nothwendig Verstand, Bewußtseyn der Verbindung und Trennung. Ein Sinn, der nur Sinn wäre, ist ein Unding, so wie eine durch und durch mittelbare Erkenntniß ein Unding ist. Jacobi v. d. g. D. p. 26. Hier ist auf die stete Verbindung des a priori und a posteriori in der Erkenntniß hingedeutet. Inwendige Freiheit, auswendige Nothwendigkeit.

zu Verstande bringen. Daß dieses Benehmen nicht gelingen kann, erhellt aus der Natur beider Vermögen; die Vernunft kann nicht zur Dienerin oder Magd des Verstandes gemacht werden und er empfängt seinen Glanz von ihr. Der Mensch bedarf des Verstandes, er soll ihn bilden und beschäftigen: aber nur halte man seine Begriffstitanen von dem Heiligthum der Vernunft zurück und erlaube ihm keine Unbeschränktheit, welche ihn zum Despoten macht, zügellose Willkür begünstiget und höhere Gesetze verläugnet. In der Wissenschaft herrschet der Verstand, er bestimmt, erhellt und verbindet die Erkenntniße; aber wo vorgängig kein heitres Gefühl, keine klare Empfindung ist, da bringt auch er keine Klarheit. Indem in der Wissenschaft Verhältniße eintreten, so ist es dem Verstande angehörig, sie zu ordnen und Einheit herzustellen, sie gewänne also duch ihn die Form, durch Vernunft oder sinnliche Betrachtung aber den Gehalt, der Verstand stellet die Idee oder die Anschauung in den Begriff, um sie im Denken festzuhalten, man könnte ihm also das Denken, wie der Vernunft das Fühlen, dem Sinne das Empfinden zuschreiben. Und so ergeben sich dann

Erkenntniße durch Gefühl
— durch Gedanken (Begriffe)
— durch Empfindung.

Nur theoretisch sind aber die menschlichen Vermögen des Erkennens zu trennen, praktisch zeigen sie sich in Einheit. Gefühl und Empfindung führen jederzeit auch Reflexion mit sich und der Verstand bewährt seine Thätigkeit unter der des Sinnes und der Vernunft.

Mit der Ahndung deines Unbedingten im Busen, durchdrungen von dem Streben nach Erkenntniß, lebte im Menschen die Forschung auf; er flog mit seinem Blicke über Himmel und Erde und senkte ihn endlich trunken von zahllosen Bildern in das tiefe ruhige Bewußtseyn zurück, er suchte die Gründe des Wissens der Dinge, und es begann die Wissenschaft, welche wir Philosophie nennen. Diejenigen sind von einem großen Irrthume befangen, welche den Philosophen als Ausleger aller Geheimnisse betrachten und ihn auffodern, alles mit unwiderleglichen Beweisen gegen den Unglauben und Zweifel zu beschirmen. Das menschliche Begreifen (Erkennen aus Gründen) hat seine Gränzen, welche nur mit Thorheit geläugnet oder mit Unsinn übersprungen werden können. Alles Begreifen stützt sich auf ein Glauben, durch welches die Positionen des Erstern unmittelbar ergriffen werden, und diese Positionen sind solche Gründe, zu welchen sich alles Abgeleitete als Folge verhält (Grundwahrheiten);

Sollte ich nun die Urwahrheiten wieder ableiten, so müßte ich gleichfalls wieder Gründe darbringen, wodurch das Erste nicht das Erste wäre. Solches Erste sind die Ideen, ich werde auf dieselben als Gründe des Erkennens zurückgewiesen, ihr Wesen ist mir aber eben darum unbegreiflich, weil sie das Letzte, Unbegreifliche sind, von welchem sich keine Bedingungen mehr anführen lassen. Der menschliche Verstand wäre geneigt, das Verhältniß zwischen Grund und Folge bis in's Unendliche fortzusetzen, weil jeder Grund wieder aus seinem Vorgänger begriffen werden müßte. Kants Moralgesetz schloß auf diese Weise die Sphäre der Begreiflichkeit und verkündigte sich als kathegorischer Imperativ; der Begriff von Vollkommenheit endigt ebenfalls die Reihe, weil ich mir nichts mehr über sie hinaussetzen kann. Den Beweis, die Ableitung einer Wahrheit aus Gründen, können wir nur so lange anwenden, als Begreiflichkeit gegeben ist, die Gründe aber entziehn sich dem Beweise, weil das Verfahren bei ihnen endiget. Wer einen Beweis über die Aechtheit der logischen Gesetze foderte, den würde man an das Erkenntnißvermögen verweisen und bei ferner verweigerter Annahme für unverständig erklären, nun läugnet aber kein Mensch die Gewißheit derselben, sträubet sich auch nur gegen solche Positionen, welche nicht durch das

logische Vermögen gegeben sind, die man aber doch den Regeln desselben unterwerfeu möchte. Wo der Beweis aufhört, beginnt der Glaube, welchen man wohl auch unbedingtes Fürwahrhalten nennen könnte. Der philosophische Glaube darf aber mit dem dogmatischen, historischen und dem Meinen (welches die Lebenssprache häufig mit Glauben ausdrückt) nicht verwechselt werden. Wer mit Glaube ausgeht, wird mit lauterm Wissen heimkehren, wer aber vom Wissen (Begreifen) ausgeht, verliert des Glaubens Wahrheit, und bleibt er consequent, so verschwindet auch das Wissen aus seiner Hand. Ein Begründendes haben wir zu glauben, dann können wir ein Begründetes begreifen, aus unmittelbarer Gewißheit ergiebt sich erst die mittelbare, aus ewiger Wahrheit stammt die zeitliche, und demjenigen liegt sein Geist in Klarheit vor, welcher in sich das Geheimniß anerkennt. So schwebt dann jede mittelbare Ueberzeugung in dem Glauben, gleichwie der Stern in den unsichtbaren, wundervollen Angeln der Sphären, Jahrtausende dreht sich die Erde in ihrem Sonnenkreise und folget der Kraft höherer Gesetze, Jahrtausende wird auch des Menschen Weisheit in ihrem Heiligthume ruhen, gehorchend den geheimen Gesetzen der Vernunft. Glauben muß der Sterbliche, und wer nicht glauben darf —

der ist kein Sterblicher mehr; oder man gebe ihm eine Wahrheit, die wahrer ist, eine Heiligkeit, die heiliger ist, und schlichte den Zweifel mit ihnen; ist man aber dieses nicht vermögend, so verdränge sich das Schwanken des Gemüthes, oder es werde selbst die Möglichkeit des Zweifels — bezweifelt. Möge also jedem Denker die Einsicht verliehen seyn, daß Philosophie keine Allwissenheitslehre sey, möge auch dieses Bewußtseyn den eifrigen Forscher begleiten, damit ihn sein Selbstvertrauen nicht in die Räume eitler Speculationen hinreiße, und beschränkte Weisheit nicht des Himmels Glorie lästere. Gott gab uns Ideen, sie sind die Grundwahrheiten aller Wissenschaft, aber über ihren Grund verstummt die Verstandeseinsicht, wir sind nur Laien, unser Fuß betritt nicht die Hallen des Allerheiligsten.

Vom Gegenstande der Philosophie.

Zum Gegenstande hat die Philosophie das Uebersinnliche und Sinnliche, und theilet sich sonach in Metaphysik nnd Naturphilosophie. Die Metaphysik beschäftiget sich mit reinen Vernunfterkenntnißen, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Wahrheit, Güte, Schönheit, ist daher entweder Theologie (Religionsphilosophie) Ethik (Moralphilosophie) oder Aesthetik (Metaphysik des Schönen). Die Ueberzeugung von einem Gotte beginnt

mit Ahndung und vollendet sich im heitern seligen Gefühl. Theologie setzt also dieselbe voraus und kann nicht erweislich darthun, daß es einen Gott gebe. Als Lehre ist es ihr jedoch nicht entzogen, das schöne Zeugniß zu wecken, die Offenbarung zu befördern: aber keinen Atheisten zwinget sie durch logische Demonstration zum Theismus. Führt den entschlossenen Gotteslängner auf die Gränzgebirge des gelobten Landes, weiset ihm die Blumenfluren des Jordans und Palästinas Palmenhügel, ihr nöthiget ihn nicht zu dem Ausrufe: Es ist ein Gott! „Was zeiget ihr mir, wird er stolz fragen, ein Paradies? nein, nur einen Horizontkreis der Erde, und sprecht ihr, das sey Gottes Schöpfung, so bekennt ihr die Ohnmacht eures Wissens; denn ihr begreift ja nicht, was es heißt, aus dem Nichts eine Welt hervorrufen, eure Allmacht ist nur eine Zauberin und eure kindische Weisheit macht sie zum Despoten eures Geistes, der sich selbst zu leiten nicht vermag." Dem Gottlosen ist stumm die Harmonie der Natur, sie kann ihm nie das begeisternde Symbol der Allmacht seyn, ihm wohnt keine Zeit über den Sternen, und die Welt ruht wie eine vom ewigen Tode bewohnte Riesengruft vor seinen Blicken. Er verlangt den Begriff von dem Allerhöchsten, sucht Befriedigung im zeitlichen Calcul des Verstandes, da die ewige

Stimme nie in seinem kalten Busen ertönt, er zieht das Unermeßliche hernieder, und weil das Unendliche seinen Erklärungen entflieht, so verläugnet er es seinem Herzen.

Wer die Ueberzeugung von Gott lebendig in sich schließt, und im zeitlichen Wandel hinwendet sein heiteres Auge auf den Ewigen, der hat Religion, welche dem Himmelskundigen dasjenige ist, was dem Kundigen des Guten die Tugend. Die große Seele hat Religion, sie ist sich ihrer Ewigkeit bewußt, und sehnt sich mit Liebe erfüllt nach der Glorie des Himmels, Gefühllosigkeit für Gott und Unsterblichkeit zeigt einen kleinen, beschränkten Geist, armselige Hochmuth des Verstandes setzt sich über Religion hinaus, und huldigt abergläubisch dem Götzen des Unglaubens.

Innerliche Ueberzeugung und Beseligung machen das Wesen aus, wozu die verständige Wissenschaft die Form (Ordnung, Sonderung) bringt, aber eifrig im Begriffbilden, nähert sie sich oft dem Götzenbildner, und sündigt durch logische Formung gegen den heiligen Geist, gleich dem symbolisirenden Heiden. Der Begriff sagt uns immer, was Gott nicht ist, und nennt er ihn den Unbegreiflichen, so stellt er sich in

seiner Blöße dar, denn das Unbegreifliche ist über alle Enthüllung des Verstandes erhaben.

Theologie baut auf Offenbarung und Glaube, das Geheimniß anerkennend und verehrend mag sie auch Verhältniße aufstellen, auf den Anthropomorphismus hinweisen, die Abhängigkeit des Sterblichen darlegen und die höchste Macht als Ursache des Weltgebäudes ersehen. Dem Gegner aber, welcher eine Causalverknüpfung zwischen dem Unräumlichen und Räumlichen durchaus ungereimt findet, verbleibe seine Behauptung als unwiderleglich, nur übermüthige Sophistik kann eine übermenschliche Einsicht heucheln und durch die Magie blendender Schlußreihen den Verstand täuschen.

Unzulänglich sind, wie Kant bewies, alle Beweise für Gottes Daseyn, und wer den Glauben nicht hat, für den ist keine Demonstration — mit ihm erscheint aber auch die Idee der Unsterblichkeit. Gottesahndung und Ahndung der Unvergänglichkeit der Seele heiligen sich gegenseitig, und ohne Gott beseliget nicht die schöne Ueberzeugung eines ewigen, freien Geistes, daher strenge Atheisten auch strenge Mortalisten waren.

Gleich der Theologie kann die Ethik nur auf die Idee des Guten hinweisen und sie entwickeln,

dem Vernünftigen das Verhältniß seiner und der Welt erhellen, und Denken und Handeln in dem Bande der reinen Gesinnung verschlungen erblicken. Sie betrachtet das Gewissen, worin die Idee des Guten sich offenbaret, den Willen als Ausdruck der Freiheit in der Beziehung auf die fodernde Vernunft, welche die göttliche Prämisse verleiht.

Aesthetik endlich beschäftigt sich mit der Kunst, untersuchend in wie ferne sich in derselben die Idee der Schönheit realisirte und das Idealische mit dem Sinnlichwirklichen Eins ward. Sie wird möglich durch Geschmack (für sie die Stelle des Gewissens vertretend) welcher das idealische Gefühl, wodurch das Schöne werden und wirken kann, in sich begreift. Uebrigens löset auch der Aesthetiker über das Unbegreifliche der Schönheit das Geheimniß nicht, er richtet nach den Gesetzen, nicht über die Gesetze selbst, welche der Zergliederungskraft des Kritikers entrinnen. Der Künstler vollzieht sie, und der Theoretiker wird sich in seinem Innern bewußt, ob sie das Kunstwerk verkündet.

Religiöse, ethische und ästhetische Untersuchungen würden eine Philosophie der Geschichte auszeichnen. Die Geschichte, welche das Handeln der Menschen zum Gegenstande hat, legt

uns die Fakta dar, dem Philosophen ist es vorbehalten, aus den äußern und innern Handlungen, den praktischen Grundsätzen und Gesetzbüchern, der sittlichen, rechtlichen, künstlerischen ꝛc. Kultur eines Volkes zu beurtheilen, welches Ziel das jedesmalige Streben hatte, und in welcher Hinsicht die Menschheit dem Ideale näher kam, den Foderungen der Vernunft entsprechend, oder auf Irrwege sich verlor, denselben widersprechend. Es gehören aber hiezu so viele Vorkenntnisse aller Art, ein so heller umfassender Geist, daß wir den Schöpfer eines solchen Werkes mit ehrendem Vorgefühle gleich einem Messias erwarten müssen.

Herder ist durch sein unsterbliches Buch * der prophetische Vorgänger geworden, aber doch scheint es mir, daß er manchmal in seinem Gesichtskreise Vieles nur mehr dunkel erblickte, manchmal zu undeutlich oder zu leise sprach; immerhin ehre man aber dieses für die Annalen der Wissenschaft glänzende Werk als den Grundstein, worauf ein Anderer kühn durch den Riesengeist des Vorläufers fortbauen mag.

Der zweite Theil der Philosophie wäre Naturphilosophie (Metaphysik — Physik), dieselbe sucht den Phänomenen der Natur einen Zusam-

---

* Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

menhang zu geben, und die Gesetze aufzustellen, unter welchen gewisse Wirkungen entstehen. Ihr dienen verschiedene Hülfswissenschaften, als Naturbeschreibung, Mathematik, Scheidekunst 2c., und der Verstand sucht die Wechselverhältnisse der Erscheinungen zu bestimmen. In wie ferne sie ihren Zweck erreichte, sich in die Metaphysik verlor oder wohl gar zur Metaphysik erhob, zeigt die Geschichte; gewiß bleibt es, daß sie ihre Gränzen kennen müsse, und demnach vielleicht gezwungen ist, den Urgrund der Verhältnisse in der Metaphysik zu suchen, in den Schoos der Allgewalt die geheimnißvollen Probleme niederlegend. Die Naturphilosophen haben nur zu oft übersehen, wo man ausgehen müsse, um wahre, umfassende Erkenntnisse zu erlangen, und durch Hintansetzung der Selbstkenntniß dem La Fontaine Anlaß gegeben, zu sagen: Il connoit l'univers, et ne se connoit pas.

Wesen der Poesie.

Kunst überhaupt nennen wir Darstellung des Idealen in zeitlicher Form, sie setzet das Soll dem Ist gegenüber, und ihr Gegenstand ist das Schöne, welches sie vermittelst des Bildes durch den Sinn für den Geist darstellt, eine Harmonie zwischen dem Dargestellten und dem innerlichen

Gefühle zu erzeugen trachtend. Man blieb in den Definitionen über das Schöne immer unbestimmt und schwankend, wodurch sich das Unvermögen des Verstandes und die Verhältnißlosigkeit des Schönen erweiset. Die Erkenntniß des Schönen reifet im Gefühle, und wir sind nicht im Stande, die Verhältnisse, unter welchen das Schöne hervorgehe, so aufzustellen, daß wir nicht in eine Paraphrase verfallen. Die Vernunft spricht hier das Urtheil, so unmittelbar wie das ethische. Sagen wir, schön ist, was den Geschmack erregt, so kommen wir nicht näher, denn wir erhalten dadurch nur ein subjectives Merkmal und unsre Erklärung giebt keine Erläuterung, weil sie mit dem Ausdruck, schön ist, was du als schön erkennest, zusammentrift. Auch jene Definition, Schönheit besteht in sinnlich dargestellter Einheit des Mannigfaltigen, reichet nicht hin, weil eine Maschine diesem Begriffe entsprechen kann, ohne Anspruch auf Schönheit machen zu können. Die Erkenntniß des Schönen ruht im Geiste, und in ihr Reich fällt nur das Geistige. Nicht der gegliederte Marmor gefällt am belvederischen Apollo, sondern das Göttliche, welches aus seinen Mienen stralt, und blicken wir entzückt zur Madonna des Raphael hinan, so durchströmt uns die Glorie der Himmel, die heitere Verklärung schimmert auf

uns herab, wir sehen eine Göttliche vor uns. Das Seelenvolle bezaubert die Seele, die innere Größe erweckt im Gemüthe ein aufstrebendes reines Gefühl. Auf der Bühne sehen wir nicht mehr den Schauspieler, welcher als Hamlet oder Macbeth auftritt, die Zeit rollt in frühere Geschlechter zurück, Dänemarks und Schottlands Horizont liegt vor uns, und die Aufführung wird im Momente der Spannung zum wirklichen Ereigniße; hier schwillt die Bürde des Verhängnisses auf der leidenden Brust des Helden, seines Lebens Sonne ruht schwermüthig in den Abendwolken des Unterganges, und über der Sehnsucht nach Auflösung verrinnen alle Erdenwünsche; dort schreitet der zauberbeschützte Macbeth mit blutigem Dolche aus dem Schlafgemache, dessen Frieden durch die blutige That verscheucht ist, Macbeth hat den Schlaf gemordet, und er soll nicht mehr ruhen, seine Hand spült kein Ocean rein; wir beben, indem Macbeth zittert, und gelingt es dem Künstler, den innern Sturm auszudrücken, stellt er uns den Helden in seinem Geiste dar, dann erschallt in besonnenen Augenblicken das Lob. Auch malerische Kunstwerke begeistern durch ihre überirdische Kraft, der Held gewinnt Fülle und Stärke, der Quell des Lebens rauscht in seinen Adern, Heldenkühnheit leuchtet aus den Augen, und wie die Gestalt zum Vor=

bilde des Künstlers aus dem Olymp herniederstieg, so verklärt sie sich wieder dem Beschauer, und verliert sich in dem elysischen Nebel, aus welchem sie herabsank; die irdische Hülle, nur angenommen, um sich dem Sterblichen zu zeigen, löset sich auf, Seele will in Seele hinüberströmen, die Hoheit erschüttert sie, sie will hinaufschweben, sie will diese Hoheit selbst seyn. Auch die Natur in allen ihren Reizen gewinnt nur in des Geistvollen Auge diese Gott verkündende Schönheit, in rauhen Stunden öffnet das Sternengewölb keine Unendlichkeit, es liegt öde vor uns, und der herrliche Freudengarten sinkt zu einer ewig todten Stätte herab. So wird es eine Wahrheit, daß das Schöne nur im Subjecte schön sey, der Geschmacklose sitzt mit sinkenden Augenliedern in dem Antikensaale und vergnügt sich jauchzend in der Gauklerbude. *

Der Künstler vollendet mit dem Sinnlichen, der Beschauer beginnt mit ihm, und wie bey dem Künstler die Idee erscheint und er dann den Meisel ergreift, um die in seinem Innern schwebende Gestalt darzustellen, so empfindet und fühlt in der Lebendigkeit der Idee der Bewunde=

---

* Nichts ist schön, als unsere Empfindung des Schönen, nicht der körperliche Gegenstand.

J. P.

rer. Damit die Idee des Schönen sich in irdischer Gestaltung zeige, ist das Bild, Symbol des Uebersinnlichen nöthig, und die Kraft dieser Gleichnisse nennen wir Phantasie, sie schließt sich also an die Vernunft an, wird gleichsam die Hülle der in den Gesichtskreis der Welt sich senkenden Göttin. Demjenigen fremd, der sie nicht besitzet (denn man muß sie wohl von der Einbildungskraft unterscheiden) wirkt und schafft sie mit Unermeßlichkeit, und sammelt ihren Reichthum aus den weiten Blumenfluren der Natur und des Lebens.

Nicht nur in einzelnen Gestalten und Parthien, sondern auch in gewaltigen mächtigen Gruppen wirket die Phantasie, vereint in ihrem Spiegel Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, und ist als die Mutter großer kühner Gedanken zu betrachten. Sie kleidet die Welt in ihr Morgen- und Gewitterroth und stellt sie unter einen geistervollen Himmel, hinter jedem Gebilde ruht ein Gedanke, der größer ist, als das Bild, und unter jedem Gedanken belebt sich ein unaussprechliches Gefühl, die äußere Natur schwebt in den innern Regionen des Menschen, und Engel ziehen durch die unsichtbaren Räume seiner Brust. Bald erscheint die Phantasie als Thalia, bald als Melpomene und ihrer Schöpfungen Meta-

morphose richtet sich nach der Sonnenwende des Gemüthes.

Sie kommt in Graden vor, und ist an Klima, Geburtsland uud Charakter mehr oder weniger gebunden. Nationalität ertheilt ihr manche Beschränkungen und Freiheiten, sie ist eine Freigelassne bei dem Morgenländer auch Engländer und Deutschen, bei dem Franzosen schmachtet sie mehr unter dem Joche conventioneller Regeln, und kann sich nicht in schwellender Fülle zeigen. Aber die Phantasie schenkt uns für die Gefühle nur Aehnlichkeiten, nicht Gefühle selbst, sie gleicht der Sprache der Liebe, welche ihren Busen nicht erschöpft. Wir bauen zahllose Ewigkeiten aufeinander und bekennen, daß uns von der Unendlichkeit nur ein stummes Symbol gelang, wir reden über unsere Gefühle und sehen ein, daß von seinen Göttermelodien kaum ein schwaches Echo erklang, die höchste Rührung zittert schweigend, und verliert die kühn vergleichenden Gedanken, dem Busen, welchen Himmel erfüllen, genüget kein Maß der todten Erde — eine höhere Macht verschloß unsere Lippen.

Möge man deswegen nicht den Künstler tadeln, das Ewige bequemt sich nie nach den kalten Fugen der Zeit, und bewunderungswürdig

bleibt der Bildner, auf dessen vergänglichen Gestalten der Geist der Unsterblichkeit ruht.

Die Kunst zerfällt in ihrer Offenbarungsform in mehrere Arten, und diese mögen menschlichen Erfindungen zugezählet werden; von der Poesie als Darstellung durch Sprache ist hier vorzüglich die Rede.

Jede Kunst überhaupt hat ihren technischen Theil, welcher nicht angeboren, sondern erworben wird, und dem zeitlichen Fortgange seine Veredlung verdankt, es ist daher nicht zu bezweifeln, daß idealische Vorstellungen vor idealischen Darstellungen existirt haben, und die Mißgestalten alter plastischer und pittoresker Figuren mehr von der äußern Unbehülflichkeit, als der rauhen Phantasie herrühren. Die Poesie, nur durch die Verfeinerung der Sprache und den damit wachsenden Wortreichthum bedingt, gieng stets den andern Künsten vor, und die Griechen hatten Jahrhunderte die Gesänge Homers, bis Phidias seinen olympischen Jupiter aufrichtete; Schottland besaß in seiner dunkelsten Epoche den berühmtesten der Bardensänger, und erzeugte vielleicht bis auf diese Stunde keinen ausgezeichneten Bildhauer. Frühe verbanden sich aber Poesie und Musik, der Mensch verließ den ungebundnen Ausdruck der Sprache, verschmolz seine Worte mit dem

Gesange und fand in sich die schönsten Töne, welche die ganze Natur hat, man versammelte sich in Chören, und besang Götter, Helden und Thaten.

Die Poesie überläßt es bei ihrer Darstellung dem Empfänger, den Vortrag zu beleben, und es mag zum Theile von der ungleichen Art dieser subjectiven Aufnahme herzuleiten seyn, daß oft über dasselbe Werk so verschiedene Urtheile gefällt werden, und manche gepriesene Stelle den ungetheilten Beifall aller Kritiker nicht erringet. Unter Tausenden stimmen wohl nicht zwei in ihrer Vorstellung überin, jeder malet sich den Helden mit andern Zügen, jeder formet den Ort der Begebenheit durch seine Einbildungskraft, den Grundbestimmungen des Dichters mehr oder weniger getreu, da hingegen in der Plastik und Malerei seiner Phantasie weniger überlassen bleibt.

Die Dichtkunst erhält aber den Vorrang unter den Künsten durch die Weite ihres Gebietes, durch die Kühnheit, welche sie ihrer Metapher geben darf, durch die Mannigfaltigkeit der Gedanken und Gemüthsbewegungen, welche sie in ausgedehnter Fülle anbringen kann. Der Bildhauer ist auf eine Situation beschränkt, der Poet erhält aber seinen Helden in steter Bewegung, Handeln und Denken, Empfinden und Fühlen

kann er verbinden, und ihn durch seinen Lebensgang verfolgen, er führt uns auf das Kampffeld, weiset uns die streitenden Schaaren und läßt uns noch in die schauervolle Nacht blicken, wo die Todesengel die blutigen Gefilde umfliegen. Der Maler hebt nur eine Periode aus, den Kampf etwa, um den Leichnam des Gefallenen oder den Triumph des Siegers; der Dichter stellt uns auf frische Alpenmatten, in den Anfang des Tages, und wendet unsere Blicke in das Himmelsfeuer, dessen Stralen auf der Palette mangeln.

Die Werke der Poesie kommen wieder in verschiedenen Formen vor, unter welchen vielleicht dem Drama der erste Platz gebührt; nach ihm zeichnen sich die epische, lyrische Dichtungsart und der Roman aus. Das Wesen der Poesie begründet sich, wie das jeglicher Kunst in der Idee, auch sie sucht das Göttliche in einer irdischen Gestalt, welche wir dann Ideal nennen, erscheinen zu lassen.

Kunst und Leben.

Die Kunst steht mit dem Leben, welches sie in einem höheren Adel zeigt, nie im Kampfe, dem ohngeachtet hören wir oft die Poesie dem Leben entgegenstellen. Die Differenz ist schein=

bar, weil das Leben, welches Oeffentlichkeit und Offenheit verlor und in einen rauhen Mechanismus verfiel, mit sich selbst kontrastirt und manche Epoche, ja selbst manche Menschenkaste zum Widerspiel der andern macht. — Wenn einst die Sitte aus dem innern lebendigen Stamme hervortrieb, aus dem Herzen das fodernde Gesetz kam, und strafverkündende Gebote fremder waren, wenn Tugend ihres hohen Vorzugs unbewußt glänzte, der Ehre schöngeschmückter Trug unbekannt war, und Seelenwürde der Seele unsichtbaren Adelsbrief stiftete, so sind wir jetzt von dieser schönen Stufe gesunken; die Natur folget der Sitte, die Handlung wandelt zwischen donnernden Gesetzen, die Wahrheit wird vom Scheine verdunkelt, Freimüthigkeit ist selten, des freien Mannes feurige Rede unerhört oder frech, und Tugend des Ruhmes Dienerin; das Herz ist zwischen kalten Wänden des Gebrauches eingemauert, zwischen Freunden liegt der Etikette schales Puppenspiel, und die Sprache der sehnsuchtvollen liebebegehrenden Brust tönt nur in unbesuchter Einsamkeit. — Pflanzet nun die schöpfende Begeisterung ein anders Seyn und andre Menschen in den Umkreis heller Regionen, grüßt ein blüthenvolles Herz den Frühling der Natur, den neuen Segen der Allmacht, wie muß die jetzige Welt in den trüben Nebeln ihres Nichts

verschwinden, der Zeiten unerreichbare Glorie — und ihr rauher Verfall — hier öffnet sich die furchtbare Kluft zwischen Soll und Ist, die Gegenwart wirft eifersüchtige Blicke auf die Reiche des Genius, und verkennet die stralumflossnen Engelhäupter, die aus finstern Menschenmengen leuchten; dann nennt sie das Erhabne übertrieben, den Reichthum an Gefühlen Empfindelei, und blickt stolz auf ihre Hogartskarrikatur. Aber der Genius hört diese Sprache nicht, ihm liegt das sorgenlose und sorgenvolle Dahinschlendern, die heroische und thatenvolle Haltung im Wirbel der Weltwirkungen, das Kleinliche und Erhabene vor dem unbewölkten Auge, er enthüllt die Armseligkeit, und zieht dem semiramischen Kamele seine Elephantenhaut ab! Freilich zählt auch dieses der zu Natürliche zum Unnatürlichen und sucht, aber vergeblich, den Grundsatz fair is foul and foul is fair geltend zu machen.

Die Gegner warfen der Poesie häufig Verderbniß der Sitten und Verweichlichung der Menschen vor, stoische Gemüther behaupteten, sie machte die Jugend zu Schwärmern und dadurch zu den ersten Geschäften untauglich, führe sie zu Abentheuern und verstärke durch erborgte Reize die Liebe, welche dann um so mehr zu einer verheerenden Leidenschaft emporwächst. Wir

wollen nicht verneinen, daß in einzelnen Fällen Dichter die Uebermacht der Phantasie über den Verstand begünstigt haben, und geben auch gerne zu, daß aus romantischen Gesinnungen manche tragische Handlung entsprang, welche bei Vermeidung dieser Ueberspannung unterblieben wäre; ist aber die Ursache nicht mehr in den Subjecten als in den ästhetischen Gegenständen zu suchen, kann der Mißbrauch einer Sache Werth schmälern und über sie das verdammende Urtheil verhängen? Nein, denn der Mißbrauch geht aus der Schwäche des fehlenden Individuums hervor, und kann kein Vertilgungsgrund werden.

Wenn Religion Kriege erzeugte, sollen wir sie darum verwerfen, und sind wir gegen das Staatensystem zu einem vernichtenden Urtheil berechtiget, weil dasselbe so mancherlei Fehden unter die Völker brachte? Ward Poesie oder überhaupt Kunst als Grund mancher unglücklicher Verirrungen angegeben, so ergibt es sich doch bei tieferer Forschung, daß ihr die Schuld nicht zufällt, sondern gänzlich dem unbestimmten schwankenden Charakter der Sünder zuzuschreiben sey. Denn alle Kunst stellt nur etwas geläutertes Geistiges dar, und über ihre Produkte wacht die Vernunft, daher wird auch das ethisch Schlechte nicht ästhetisch Erhaben werden, und wenn der

Held vor uns gräßliche Thaten ausübt, so bewundern wir an ihm nicht die Ruchlosigkeit, nicht das Laster, sondern jene Gedankenmacht, womit er überlegt, jene schaudervolle Kühnheit, womit er vollzieht, und endlich den Kampf, welchen er mit seinem Gewissen kämpft. Wir können für den Verbrecher Mitleiden tragen, wir können ihn in gewißem Maße hoch stellen; aber nicht seiner bösen Eigenschaften wegen, sondern um der hellen Funken willen, die aus seinem Innern glänzen. Macbeth erregt Interesse und Mitgefühl, aber dieses letztere nicht durch seine Mordthat, sondern durch den Aufstand seiner Seele, die ihn zuerst mahnt und dann mit Vorwürfen foltert. Lady Macbeth erfüllt uns anfänglich mit Haß, im Fortgange erscheint sie aber nicht gänzlich verdorben, denn die Worte, hätte er meinem Vater nicht im Schlafe geglichen, ich hätte es selbst gethan, sind der Ausbruch eines wachen Herzens, und ihr Wahnsinn vrräth die Gewalt des Gewissens. Mellfont und Clavigo handeln unmoralisch durch Leidenschaft, ihre Besonnenheit verlor jede Richtung, und faßt nur den unglücklichen Gegenstand der Wünsche auf, sie sind nicht loszusprechen, aber unser Bedauern versagen wir ihnen nicht. Vollendete Lasterhaftigkeit taugt nicht für die ästhetische Darstellung, denn in dem

Gefühle verbindet sich stets das Schöne mit dem Guten, es ist ein geheimer Trieb, das Gute schön und das Schöne gut zu erblicken, und nur eine reine Seele vermögen wir auch eine schöne zu heißen. Innere Größe tragen wir auf die äußere Gestalt über und verklären sie dadurch, und äußere Schönheit läßt uns gerne auf innere schließen. Wenn in einzelnen Werken unglücklicher Autoren wollüstige Scenen mit den grellsten Farben geschildert werden, wenn Unsittlichkeit mit ethischen Reizen dargestellt wird, und das Gemeine einen gewissen Mittelstand gewinnt, worin es gefällt, so kann dieses nicht Poesie genannt werden, weil das Geistlose bei allem Aufwande von sinnlichem Reichthume niedrig und unpoetisch bleibt. — Die Kunst muß hier ihre eigene Schutzrednerin seyn, und wer ihr Wesen wahrhaft kennet, und ihre Geschichte mit den Jahrbüchern der Völker vergleichet, erhält vielleicht das Resultat, daß nicht die Kunst die Menschen verdorben habe, wohl aber die Entartung der Menschen das Verderben der Kunst nach sich zog. Wer erinnert sich nicht der Bilderstürme des Caligula, eines griechischen und niederländischen Pöbels, und ruft nicht zugleich den unmoralischen Zustand jener Perioden in sein Gedächtniß? Wer möchte sich ferner nicht überzeugen können, wie

ungegründet es sey, die Kunst zu einem kirchlichen Institute erheben, und die Bühne in ein Gewissenshospital verwandeln zu wollen. Weit entfernt von dem gewöhnlichen Gange der Dinge, ist ihr Auge aufwärts gerichtet, um das Höchste zu schauen, das Bild ihres Gesichtes der Welt zu zeigen, ist ihr Ziel, und wer sie zu Zwecken benützt, hemmt ihren freien unbegränzten Flug, ihre Hand kann nicht geführt werden, ihr eigner Geist nur leitet sie.

Raube man doch der Menschheit nicht, was ihr Gott beschied, und auch zur Kunst hat er ihr Vernunft und höhere Bildungskraft gegeben, sein Antlitz entzog er dem Sterblichen, aber er gab ihm die Schönheit und damit Alles, was ein Erdenblick ertragen kann. Setzt daher die Kunst der Natur nicht entgegen, sie ist ja nur eine höhere verklärtere Natur, worin Zeit und Ewigkeit in froher Harmonie den läuternden Vorhimmel gestalten.

Unterschied der Philosophie und Poesie in Hinsicht des Gegenstandes.

Durch Vernunft und Verstand hat der Mensch die Gabe der Forschung; mit der himmlischen Kraft der Freiheit begabt, richtet er sich gegen die

Erscheinungen der Welt, sieht Gesetz und Bestimmung, sondert Kräfte und Wirkungen, Ursache und Erfolg, denkt, erkennt, und die höhere Ordnung der Dinge entwickelt sich dem Geiste, welcher die unbedingte ewige Wahrheit sucht. Aber nicht in den Regionen der Vergänglichkeit und Auflösung, sondern in dem erhabenen Prinzip seines Lebens und seiner Handlungen ruht die unerschütterliche Ueberzeugung, wodurch die Wahrheit sich befestiget; die Idee allein verleiht dem Sterblichen die Macht nach dem Wahren zu streben, und dasselbe triumphirend zu finden; sie ist die Richterin, welche sein Urtheil bekräftiget, seinen Willen stählt und seine That heiliget. Allen Untersuchungen geht der Glaube an eine Wahrheit voran; denn was berechtigte uns sonst, mit unermüdetem Eifer nach ihr zu verlangen, ja was wäre das Ziel alles Nachdenkens? — Dieser Glaube ist die erste, tiefste Wahrheit. Nur in dem herrlichen Reiche der Ideen klärt sich die Erkenntniß auf, nur in ihm enthüllt sich der Geist jeder menschlichen Betrachtung, und die Philosophie will in diese Urstätte der Erkenntniß zurückeführen, ihr Gegenstand ist daher, das Wahre zu erforschen, und allem menschlichen Wissen sein Grundprinzip zu verleihen; es giebt daher nur eine Philosophie, wie eine Wahrheit, mögen übrigens mannigfaltige

Formen sich erzeugen, und manche Nebenzwecke zur Hauptbestimmung sich gesellen, *) als Wissenschaft des Höchsten, Unveränderlichen, leitet sie die einzelnen Zweige der Erkenntniß an einen Hauptstamm zurück, und erhebt sich über alle einzelne Gebiete des menschlichen Wissens.

Begründete Erkenntniß ist ihr Problem, innerliche feste Ueberzeugung ihre Frucht. Eine andere Richtung hat die Poesie; Darstellung des Schönen ist ihr Gegenstand, sie ist Kunst. In irdischen Formen erscheint die göttliche Schönheit, und wie der Philosoph nach dem Ideal der Wahrheit strebt, so sucht sie das Ideal der Schönheit zu bilden, wie jener Verklärung der Einsichten (lumières) bezwecket, so zaubert diese mit geheimer Magie die Geisterwelt des Gefühles in sichtbare Gestalten, und je seelenvoller der Stoff ihrer Gemälde, desto inniger ergreift sie; darum haben Liebe und Freundschaft jenen hohen Reiz in der Dichtkunst gewonnen, darum besitzt der Wechsel von Leiden und Freuden jene rührende Gewalt. Philosophie dringt auf den Grund von Seyn und Wesen, die Poesie ruft Wesen und Seyn ohne

*) So mag Philosophie die Stifterin wahrer Aufklärung, ächter menschlicher Weisheit werden, denn sie fodert die Offenbarung der Gesinnung im zeitlichen Leben, sie ermahnt zur Tugend.

Speculation hervor, die Erkenntniß erscheint nicht in der Reihe systematischer Betrachtungen, frei verwebt sie sich in die Gesänge der Musen, durch Liebe innig an das Herz gefesselt, aus sich selbst handelt die Tugend, und verborgen ist das Gesetz in die wunderbare Seelenkraft; im vollen hellen Tage wandelt die Philosophie, und verscheucht die Kakodämonen des Zweifels, während sich die Dichtkunst in den Morgenzeiten des Lebens bewegt, und zu den verschleierten Genien hoher Freude führet, welche wie Halbgötter zwischen einem Dieß- und Jenseits ruhn. Keineswegs ist aber die Erkenntniß von der Poesie ausgeschlossen, ja gerade die reinen ursprünglichen Erkenntnisse bilden auch die Seele der Gedichte, aber nicht in der strengen logischen Form der Wissenschaft, sondern in der innern hohen Lebendigkeit des Bewußtseyns, und sagt z. B. der Philosoph, der Mensch theomorphisire sich, so zeigt sich im Geniuswerke schon der Gottähnliche in seiner Wundergröße.

Die Kunst ist der Gegenstand derjenigen Wissenschaft, welche wir Aesthetik nennen, und diese wird zu jener stets in einem mehr oder weniger kritischen Verhältniß stehen, und die Fehler zu entdecken bemüht seyn, ohne aber zur eigentlichen Kunstlehre sich erheben zu können, weil sich die Dichterkraft aus sich selbst entwickelt, und durch Fleiß und Anweisung nicht erworben werden kann.

Auch jene Regeln, welche der Kunstrichter aufstellen mag, erheben sich nie zu allgemein geltenden Vorschriften, weil der Genius über Zeit und Nationalbegriffe erhaben, selbst die Gesetze sich giebt, welche mehr aus dem Geschmack, als aus dem Studium sich entwickeln. *)

Differenz in Ansehung des Hervortretens.

Nur der freie Rückblick in den menschlichen Organismus, nur die stete Aufmerksamkeit des Geistes auf sich selbst, lohnt sich mit wahrer Erkenntniß; Nachdenken allein leitet nicht in die heilige Tiefe der Seele; das rege innige Gefühl führt zu den Dingen empor, die nicht geworden, giebt die Urbilder der Wahrheit, und das Bewußtseyn von einem vollkommensten Wesen. Nur jene Ueberzeugung, welche im Gemüthe wurzelt, bewährt sich als unerschütterlich, und der Enthusiasmus, welcher sie schuf, bleibt ihr Beschützer, ihr Vertheidiger. Aehnlich diesem Zustande ist die Begeisterung des Dichters, welche aber noch in dem festlichen Glanze der Schönheit schwebt; durch sie erscheinen die großen Schöpfungen des Schönen; Tugend, Freude, Glück-

---

*) Ueber das Verhältniß des Kritikers zu dem Künstler, in den Jenischen Vorlesungen. I. Thl. §. IV.

seligkeit herrschen in diesen hesperidischen Gärten, und der Begeisterte ist Bewohner des schimmernden Paradieses, er denkt und empfindet als Bürger einer höhern Welt. Die Phantasie hält durch ihre Bilder die Gefühle fest, und bemüht sich, das Unsichtbare durch Gleichungen auszudrücken, man kann sie daher mit Recht als das vorherrschende Organ des Dichters betrachten. Je mehr die Form dem Geiste entspricht, desto vortrefflicher das Kunstwerk, desto größer der Dichter *). Das Verhältniß zwischen dieser Form und dem Geiste wird aber vielleicht kein Scharfsinn völlig bestimmen, und es mangeln uns objective Gründe für das Urtheil, welches entscheiden soll, ob ein Gedanke auf diese oder jene Weise besser dargestellt sey.

Die Philosophie bedarf nicht des irdischen Lorbeers, aber ihre Gegenstände sind durch sich selbst erhaben, ihr Zweck befreit sie von der blühenden Form, da klare bestimmte Erkenntniß ihre höchste Angelegenheit ist. In ihr wirkt daher der Verstand befestigend und ordnend, der ernste Begriff tritt an die Stelle der glühenden Metapher, in seiner Deutlichkeit verkündige sich die

*) Ein gleiches Verhältniß findet in der Natur statt, je mächtigere Empfindungen ein Object in uns erweckt, desto schöner wird es uns seyn.

tiefgefühlte Wahrheit. Ein systematischer Gang zeichnet die Wissenschaft aus, die Zweige müssen geschieden, der gemeinschaftliche Ursprung angedeutet, und die Erkenntnisse unter einem Prinzip vereiniget werden. Dieses mag man die Form nennen, welche die Aufgabe der Logik ist. Ein bedeutender Mangel von dieser Seite wird Verwirrung, Mißverständnisse und Dunkelheit erzeugen; denn wie der Sinn im Schall des Wortes ruht, so drücken sich die Positionen der Vernunft in der verständigen Form ab.

Mit vollem Grunde kann also der Verstand das vorherrschende Organ der Philosophie, oder wohl auch die Potenz des Wahren genannt werden *). Hiedurch sey aber keineswegs ausgesprochen, daß der Philosoph aller Bilder entbehren müsse, ja die größten Schriftsteller in dieser Wissenschaft haben sich der Metaphern oft glücklich und vortrefflich zu bedienen gewußt. „Ein „Philosoph ohne enzyklopädisches Vielwissen und „ohne Phantasie ist einseitiger als ein Politiker," dieß sind Jean Paul's Worte, die ich gerne billige; denn es ist nun einmal gewiß, daß die logische Entwickelung die Gefühle nicht immer enthüllt, und die Harmonie des Innern oft in dem

*) Erläuterungen einiger Hauptpunkte der Philosophie, von J. Salat. S. 57.

Worte der Erklärung verstummt, und gleichwie die unbegreifliche Macht der Töne wunderbar die Melodieen des Gemüthes darstellt, so erhält die Ahndung durch die Phantasie das redende Sinnbild, welches dem Herzen oft mehr als der Begriff entspricht. Anderseits bedarf der Dichter des Verstandes, damit Ebenmaaß und Heiterkeit sich über die Werke verbreite; von der Idee des Schönen durchdrungen wird der Verständige die Regeln des Geschmackes bestimmen, und dadurch jenen durch ungezügelte Phantasie herbeigeführten Schwulst oder Unsinn vermeiden. (Humano capiti etc.) *)

Einheit der Philosophie, Originalität der Poesie.

Einheit und Allgemeinheit sind die Characterzüge der Philosophie, weil sich die Wahrheit und die lezten Erkenntnißgründe nie verändern können. Religion, Tugend, Recht, werden ihre Hohheit stets behaupten, das Streben der Weisen wird immer dahin gerichtet seyn, das Unbedingte hervorzuheben, und die Ideen im Leben

*) Die Phantasie, aller Regel entbehrend, artet in das Geschmacklose, in's Ungeheure, Abentheuerliche aus ꝛc. Wenning, über das Verhältniß des Wesens zur Form in der Philosophie.

und in der Wissenschaft lebendig zu machen. Gleichwie derselbige Gott über alle Völker wacht, dieselbige Sonne allen Erdgürteln leuchtet, so wird derselbe Begriff von der Gottheit und der Sonne für jedes Volk gültig seyn müssen. Die Vernunft ist allgemein dieselbige, und weil ihre Aussprüche allgemein und ewig sind, so erhebt sich das Wesen der Wahrheit über allen zeitlichen Wechsel, und nur die Form unterliegt der Verwandlung. Widersprechende Begriffe werden also nicht beiderseits die Sanction der Wahrheit erhalten, und eine Toleranz, welche z. B. zwischen Atheismus und Theismus das Mittel gewinnen wollte, ist unmöglich; Neutralität träte den eingebornen Foderungen des Menschengeistes entgegen. Immerhin dürften in der Entwickelungs- und Bestimmungsweise der Wahrheiten Differenzen erscheinen, ja man kann in verschiedenen Richtungen dasselbe Ziel erreicht haben, dieses aber hebt jenes Gesez nicht auf, welches fodert, daß Gleichheit des Geistes in die Aehnlichkeit des Ausdruckes geschlossen sey *). Mannigfaltigkeit der Methode, Verwechslung der Worte, nationale und zeitliche Verhältnisse mögen ausgeglichen werden, sobald dieselbige Ueberzeugung hervor-

*) Eine Kongruenz der Form kann nicht gefodert werden.

strahlt. — Stehen zwei Systeme einander directe entgegen, so wird jede Polemik zwischen den Urhebern oder Vertheidigern, welche die unerschütterliche Ueberzeugung ihrer Bekenntnisse behaupten, vergeblich und unnütz seyn. Die Geschichte lehret, daß die Resultate solcher Streitigkeiten selten entscheidend waren, beide Theile schlossen sich gewöhnlich noch inniger an ihre Behauptungen an, und man hatte nichts gethan, als seinen Scharfsinn geübt. Entweder entzweite man sich über Grundpositionen, oder es erzeugten sich durch die Form Mißhelligkeiten, im ersten Falle möchte schwer eine Vereinigung hervorgehen, da kein Polemiker dem Gegner in die Arme fallen will; im zweiten wird eine nähere Verständigung das feindliche Verhältniß aufheben. Eine andere Würdigung fodert die Kritik, welche viel zur Vervollkommnung beiträgt; nur ist zu bedauern, daß Einseitigkeit und partheische Tadelsucht oft die Oberhand gewinnen, und eine Metakritik nothwendig machen. Gerechtigkeit und Mässigung sind die beiden Tugenden des Kritikers, wo Leidenschaft und Egoismus hervorglühen, findet aber keine wahre Kritik statt. Die philosophische Erkenntniß, welche vielleicht nicht unrecht auch die idealische genannt würde, schwebt zwischen Aberglauben und Unglauben; zu dem ersten führt eine phantastische Mystik, den leztern

erzeugt jener ausschweifende Verstand, welcher aus Wuth, seine Stimme allein geltend zu machen, die Vernunft unterdrückt, die Grundstützen der Wahrheit läugnet, und nicht selten seine eignen Aussagen durch übertriebene Konsequenz vernichtet, und durch Mikrologien entstellt. Dem Wesen nach müssen daher alle philosophischen Systeme übereinstimmen, die Form hingegen empfängt von der Individualität des Autors ihre Charakteristik, welche aber unbezweckt ist. Eine Auszeichnung der innern Wahrheit, welche die Prinzipien verkehrte, träte dem tiefgegründeten Menschenglaube als Lüge und Unsinn entgegen. Blicken wir auf die Poesie, so wird Originalität einer ihrer ersten Vorzüge. Sonderbarkeit giebt aber noch keine Ansprüche auf Originalität, und wer sich bemühen muß, originel zu seyn, wird seinen Zweck nicht erreichen, denn nur jenes Kunstwerk verdient originel genannt zu werden, welches sich durch seinen selbstständigen gleichsam angebornen Character auszeichnet, und das geniale Vorbild des Kopisten wird. Derjenige, welcher ein solches Werk schafft, heißt Genie, und sowohl ganze Völker, Zeiträume und einzelne Künstler haben ihren eigenen Genius, (Griechen, Engländer ꝛc. Heidenthum, Christenthum). Schwer ist es, von Genie eine Definition zu geben, und jegliche wird unerschöpfend seyn, weil im

Besitze der genialen Natur nur der Geniale ist, und jene Kraft sich in ein Geheimniß verbirgt. Stets wird der Geniale etwas Auszeichnendes an sich tragen, die Natur wird lebendigere Eindrücke auf ihn machen; jeder Gedanke stellt sich mehr oder weniger poetisch dar; alle Gemüthsbewegungen wallten mächtiger im geweihten Busen, und dem himmlischen Auge entfaltet sich der Schleier, welcher dem gewöhnlichen Menschen das Eden der Schönheit verbirgt. Freude und Schmerz werden dem Genie in einer reichern blühendern Gestalt erscheinen, es wird sich an eine höhere Macht, deren Engel ihm hier schon dienen, geknüpft fühlen. Unbegreiflich bleibt diese Schöpfungskraft, und wir beugen uns ehrfurchtsvoll vor den Sterblichen, welche als gekrönte Geister geboren werden, und die Zeiten der Menschheit mit ewigen Trophäen schmücken.

Keine Zergliederung der Seelenkräfte wird uns den Organismus des musterhaften Künstlers enthüllen, aber wer sich den herrlichen Werken nähert, wird eine ähnliche Begeisterung fühlen, wie diejenige gewesen, worin sie entstanden. In einer reichen Phantasie wird allerdings ein Vorzug des Dichters beruhen; aber manchen schönen Seelen ist der Ausdruck versagt; und Jean Paul nennt sie passive Genies oder Stumme des Himmels. Sie bewegen sich in keiner Ge-

gend voll Anmuth und Herrlichkeit, auf einer schwermüthigen Haide, deren Horizont in einer ewigen Dämmerung glüht, ruhn die Sprachlosen; heiße Sehnsucht dränget das Gemüth, sie seufzen hinein in die ewige stumme Röthe, und gleichen Liebenden, welche nur Blicke und Thränen haben.

Jede Nation scheint einen allgemeinen Genius zu haben, besonders zeichnen sich Britten und Hellenen aus; die europäische Menschheit selbst hat zwei Hauptperioden der Genialität, welche der christlichen und heidnischen Welt entsprechen, und die Abtheilung in plastische und romantische Poesie veranlaßt haben. Lebens- und Denkweise geben gleichfalls diese oder jene Modifikation, die Metaphern sind gewöhnlich mit der heimischen Natur verwandt. Nordische Züge offenbaren sich in den Heldengesängen Ossians, aus den arabischen Gedichten leuchtet das klimatische Verhältniß der südlich-orientalischen Natur; Shakspeare ist, was er seyn will. Schätzbar sind die vier Hauptfarben, welche Richter in der plastischen Poesie erkennt: Objectivität, Ideal, heitere Ruhe, sittliche Grazie. Sie möchten für die romantische Poesie vielleicht in folgende zu verwandeln seyn: Subjectivität, Ideal, reges heiliges Gefühl (Bewegung), und religiöse Grazie. In Hinsicht der objectiven

(eine Handlung darstellenden) Dichtungsarten ist merkwürdig, daß der Stoff größtentheils aus der Vorzeit genommen wird, welcher schon darum günstiger ist, weil sich in den Augen der Menschen die Vergangenheit verherrlicht, vetera extollimus, recentium incuriosi. Die neuern Dichter lieben das Alterthum, die Plastiker entlehnten den Gegenstand ihrer Gesänge vorzüglich aus dem Mythos. Die Gegenwart beschäftigt den Komiker, welcher zugleich immer mehr oder weniger Satyriker ist, Aristophanes, Horaz, Moliere, Cervantes ꝛc. Um daher den vollen Genuß dieser Werke zu haben, ist Kenntniß der Zeitumstände unentbehrlich. Die vorzüglichsten Erscheinungsformen des Schönen möchten seyn

1) das Erhabene,
2) das Reizende,
3) das Komische.

So bleibt sich das Wahre stets gleich, das Schöne aber sucht sich stets in neuen kühnen Verwandlungen zu zeigen, und durch Mannigfaltigkeit den Sterblichen zu ergötzen, in dessen Gemüth Freude und Wehmuth wechseln. Jene Originalität aber, welche der kraftlose Dilettant zu erzwingen strebt, ist keine wahre, und das mühsame Gebäude, keinen Totalcharakter aussprechend, weicht unter dem Blicke aus den Fugen, das Tragische wird komisch, das Komische

travestirt sich selbst, und Unsinn tritt an die Stelle des poetischen Geistes. Qui variare cupit etc.

Wir hätten nun noch den Vortrag zu berühren, welcher nothwendigerweise in der Dichtung und Philosophie verschieden seyn muß. Mit ihm beschäftigt sich die Stylistik, welche der Wissenschaft und Kunst gleichsam die Form der Form verleiht. Es wäre zu wünschen, daß die Philosophen einen allgemeinen Sprachgebrauch gewännen; damit den Worten nicht stets andere Bedeutungen untergeschoben, und den Bedeutungen andere Worte gegeben würden, wodurch nothwendig Verwirrung entstehen muß, und dem Wortspiel Raum zum Mißbrauch gebahnt wird.

Ein Punkt scheint hier noch Platz finden zu müssen, und dieser betrifft die Allgemeinheit der ästhetischen Erkenntniß, welche durch die Verschiedenheit der Urtheile in Zweifel gezogen werden könnte. Ist die Vernunft das Prinzip des Schönheitsgefühles, so muß Unveränderlichkeit und Gewißheit herrschen. Die Zerscheidung in Form und Wesen wird auch hier zur Auflösung des Knotens beitragen; erstere ist ganz bestimmt relativ, und es kann ein und dasselbe Gefühl durch verschiedene Bilder bezeich-

net werden *). So zum Beispiel mag eine unermeßliche Haide erhaben scheinen wie ein Tempel, weil die Erhabenheit bloß in den Gemüthsbewegungen des Menschen liegt. Wird aber das Sinnliche nicht erst in einem gewissen Grade zum Symbol fähig? Dieses möchte leichter erkannt, als in seinem Stufengange dargestellt werden. Nicht Ordnung, nicht Zweckmäßigkeit machen ein Object schön, sonst müßte eine wohlgeordnete Luftpumpe in dem Antikensaal zu stehen verdienen, und der Pinsel in den Rang des genialen Gemäldes treten, auch werden alle Regeln der Poetik, welche das Verhältniß des Auswendigen zum Inwendigen feststellen wollen, keine allgemeine Herrschaft erringen. Die Franzosen besitzen gleichsam eine dramatische Schule, deren Character sich aber schwerlich bei jeder Nation einbürgern wird; wenn sie daher ihren Racine dem Shak'speare vorziehen, so werden fremde Aesthetiker nicht mit einzustimmen benöthigt seyn. Dergleichen Theorien können, unter bestimmten Beziehungen entsprungen, nur bei einer gewissen Zeitbildung sich behaupten, und Engländer und Franken werden ihr Lob nach ihren Begriffen ertheilen; soll aber der Kunst-

*) Welche Mannigfaltigkeit in den Gemälden der Liebe!

richter seine Aussprüche an die Individualität seines Volkes ketten? Soll sich in der Originalität seiner vaterländischen Dichter jene der Ausländer auflösen, sollen alle Nationen den Shakspeare, oder Racine, oder Sophokles zum Musterbild erwählen? Dieses schiene mir gerade so einseitig, als wenn man jedem Volke gleiche Gesetze geben, und in China und auf den Südinseln das römische Recht einführen wollte. Es bleibt eine ungereimte Foderung, daß das Ideal überall auf gleiche Art und Weise hervortreten müsse; der Indianer wird anders idealisiren, als der Spanier, weil sein Leben, seine Begriffe, seine Natur anders sind. Um also dem falschen Urtheile auszuweichen, wird sich der Kunstrichter nach dem Charakter des Dichters bequemen müssen, er wird sich verpflichtet fühlen unpartheiisch zu betrachten oder zu hören, dann wird er einsehen, wie hier und dort sich derselbe Geist ausspricht, wie überall das Bestreben herrscht, das Urbild im Nachbilde so viel wie möglich zu erreichen; nur die Schönheiten werden sich verschieden darstellen, nicht die Schönheit, gleich wie die Tugenden nur die gebrochenen Farben eines göttlichen Sonnenstrals sind. Der ächte Geschmack wird daher frei und unbefangen auftreten, und mit klarem Auge den

reinen Glanz der genialischen Flamme erblicken. Kein Volk zeigt sich von dieser Seite in einem edlern Lichte als das deutsche. Wer sein Gefühl nicht durch einseitige Regeln fesselt, dem strahlt die Idee aus dem einfachen indischen Gedichte, wie aus der nach aller Vorschrift der Kunst verfaßten Epopee entgegen, und die reine gerechte Stimme des Herzens wird die Arroganz der verständigen Machtsprüche vernichten. Dem Geblendeten und Befangenen mangelt die erste Eigenschaft eines wahren Aesthetikers, die freie ruhige Empfänglichkeit.

Einheitspunct der Philosophie und Poesie.

Ergab sich im Vorhergehenden eine Verschiedenheit, so wird das forschende Auge auch wieder die Einheit erblicken, welche sich im Wesen aller Geisterproducte befindet. Die Idee der Wahrheit macht die Philosophie, die Idee der Schönheit Kunst möglich; daher beide durch Vernunft begründet sind. Alle durch Erfahrung zukommende Erkenntniß ist ohne das sinnliche Prinzip unmöglich, und aus dem Reiche der Sinnlichkeit stammt weder Tugend noch Recht, Begierde und Gewalt bestimmen den sinnlosen Erfolg. Das bloß physische Geschöpf geleitet durch Instinkt sucht seine Triebe zu befriedigen, sein Eingreifen in die Um=

gebungen ist keine Selbstthätigkeit, sein Leben nur ein fortdauernder Kampf gegen den Tod. Eine solche Creatur verharrt immer in dem Naturzustande, es trägt seine angeborne Lebensweise unverdorben auf seine Geschlechter über, es baut und gräbt und weiß es nicht. Aber jenes Wesen, dessen Auge aufwärts blickt, dessen Haupt gegen die Sterne gehoben ist, war nie im bloßen Verhältniße der Stärke, und der Begriff eines Naturzustandes bleibt eine durch nichts zu begründende Chimäre. * So weit wir zurückegehen, finden wir Pflichten, wir finden Tugenden und Rechte und — Liebe.

Dadurch ist der Sterbliche das wahrhaft Lebendige, die Seele dieses Planeten; dadurch wird er fähig, mit Gott die Unsterblichkeit zu theilen; seine Vernunft macht ihn zum Mitgliede der Unendlichkeit, führt ihn über sich und wird Religion, zeigt ihm die Menschheit als das hohe Brudergeschlecht — wird Humanität. Die Idee einer Wahrheit weckt den unvertilgbaren Drang, aus den Finsternissen des Irrthums in die glor-

---

* Le desir que Hobbes donne d'abord aux hommes de se subjuguer les uns les autres n'est pas raisonnable.

Montesquieu.

reiche Zone des Wahren emporzusteigen, ohne sie wäre selbst kein Zweifel möglich, und keine Verstandeseinsicht. Wurde der subjective Grund auch Verstand genannt, so ist dieses nur ein zufälliger Wechsel des sinnlichen Lautes, und die wahre Aufklärung wird stets ein übersinnliches Element des Erkennens und Dichtens anerkennen. Nur dem Vermögen eines Vollkommnern bewußt zu werden, kann man das Idealisiren der Poesie zuschreiben, nur daraus erklärt sich das himmlische Streben der Wissenschaft und des Lebens. Was wäre die Phantasie ohne die Idee? Keine Blumengöttin mehr, (so nennt sie Richter) sondern das armselige gaukelnde Gespenst eines sinnlosen Traumes. Wäre Poesie in den bloßen Kreis der Sinnlichkeit gebannt, was wäre der laute Wunsch nach seelenvollen Werken, die Zahl der Gefühlvollen verlangt das Sinnliche nur zum Ausdrucke, gleichwie der Kuß nur als Zeichen der Liebe geschätzt wird. Bilder allein und blindes Zusammenschlagen von Ereignissen zeichnen kein Drama und keine Epopee aus, und was wäre ein von Willen und Selbstthätigkeit entblößtes gänzlich an den Zufall gekettetes Gedicht? Der Geist, in dem gedichtet wird, ist das Höchste, und man unterscheidet scharfsinnig zwischen Gehalt (Substance) und Form, auch in philosophischen Werken. Warum wird Herder so all-

gemein geliebt? Er redet die Sprache des Gefühles; und ich weiß nicht, warum sie gänzlich ausgeschlossen seyn soll aus der Wissenschaft, weiß nicht, warum man sich das Herz vom Verstande — erbetteln soll. — So gehen Philosophie und Kunst unter der Idee hervor, und das Ringen nach Vollkommenheit erwirbt dem begeisterten Forscher den Namen eines Weltweisen, dem Dichter die Apotheose. Das Einheitsprinzip leuchtet aus dem beiderseitigen Streben, die höchste Wissenschaft verschmäht gleich der Kunst das Vorbild der Erfahrung und verfolgt ein edleres Ziel, das über alle erreichten Lorbeerhügel emporragt; die Erfahrung ist nur eine negative Lehrerin, der positive Grund der aus dem Unstäten und Schwankenden aufsteigenden Gewißheit, ist der Geist der Vernunft. Nur ein solches System der Philosophie, welches diesen übersinnlichen Grund erkennt, und an die Spitze aller Thätigkeit setzt, verdient wahrhaft Idealismus genannt zu werden. Poesie ist erhabner, als Geschichte und Natur; ihre Regionen durchströmt eine reinere Luft, ihre Seelen denken und handeln größer, und die Sehnsucht nach erweiterten mächtigen Empfindungen verleitet uns oft zu dem Wunsch, in den Landschaften eines Poussin oder Claude Lorrain umherzuwandeln, oder die Freundschaft eines Posa, die Liebe einer

Julie zu besitzen; so träumen wir uns süß und beruhigend in das Aetherland der Musen hinein. Die philosophische Aufklärung steht also in Parallele mit der poetischen Verklärung. Die Vereinigung und Unzertrennlichkeit der Ideen (denn im Absoluten herrscht keine Entzweiung mehr) macht auch jenen Einwurf, welcher die Dichtung der Wahrheit entgegensezt, nichtig. Man muß zwischen der Wahrheit, welche im Gebiete von Seyn und Geschehen wohnt, und derjenigen, die ihren Sitz in der Gedankenwelt hat, unterscheiden. Die erstere als historische Wahrheit, mag in den objectiven Dichtungsarten fehlen, und durch Invention ersezt werden, aber auch die zweite? Und ist denn diese zweite, welche ursprünglich in dem Menschen liegt, nicht die höhere, hat nicht alle Wahrheit, bloß in dem Innern Halt und Bestand, und schreiten wir aus der Wahrheit hinaus, wenn wir idealisiren? Ja, wenn bloß das Wirkliche wahr ist, dann fällt die Poesie bloßen Hirngespinsten zu, und verliert die hohe Tendenz; doch eine Stimme des Gemüthes vertheidiget das Ideal, und findet darin nicht bloße Wahrscheinlichkeit. Die Verletzung der historischen Wahrheit erzeugt nur eine ohnmächtige seichte Klage des Kritikers, und es kann das Verdienst des Dichters seyn, das Factum verändert zu haben, so erhob Schiller

den Tod Fiesko's in das Tragische, und wir würden wenig zufrieden seyn, den Egmont oder Macbeth des Historikers auf der Bühne zu erblicken. Die Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens taugen nicht für die ästhetische Darstellung, und ich kenne nichts armseligers als einen Roman in der Art einer Alltagsbiographie; und je mehr sich der gesellschaftliche Ton eindrängt, desto weiter entfernt sich der poetische, daher ist auch für uns Deutsche das Seigneur und Madame in den heroischen Tragödien der Franzosen so widrig und gemein.

Weil die Dichtung jene erhabene Tendenz nach Vollkommenheit in sich trägt, und nur durch diese übersinnliche Richtung zur Poesie wird (denn Erzählen und Reimen heißt nicht Dichten), so hat sie einen großen Charakter innerer Wahrheit, und einige Schattenpartien werden sich bei dem Ueberblick des Ganzen in die Harmonie des Gemäldes fügen, der Totaleindruck wird jederzeit ethisch seyn, das Laster widerstrebet der ächten Schönheit, und Fiesko's Mohr würde für sich allein schwerlich ästhetischen Werth haben, so wie der häßliche Jago nur durch den reuigen Othello und durch die edle Desdemona gemildert wird. Nicht nur ethische, sondern auch religiöse Hohheit beseeliget die genialen Werke, und der hoffnungsvolle Aufblick zur Vorsicht und zum

unbekannten Lande ewiger Freiheit, oder die entsetzliche Erscheinung der Eumeniden, des Todesengels Abbadona, die Tiefen des Tartarus und der Hölle werden Gegenstände des ästhetischen Erhabenen; auch jene Dichter, welche sich zum Atheismus bekannten, waren als Dichter Theisten, und ließen daher wider ihre eigene Ueberzeugung die Tugend in ihrem ursprünglichen Verbande mit Gottesahndung und Liebe auftreten. Das ächte, erhabene Gefühl, besonders das der pathetischen Art, dehnt sich immer in das Göttliche aus, und die ursprünglichen Wahrheiten, Gott, Tugend, Ewigkeit, strahlen auch aus dem Kunstwerke; nur die Lüge, nicht aber die Dichtung mag also der Wahrheit entgegengesezt werden, und wie der irdische Himmel über die welkenden Blumen der Erde sich wölbet, so schwebt der Göttliche über den Zaubergefilden der Poesie. Was soll ein Grécourt neben Schiller und Göthe, wie schimpflich muß obscöne Schwelgerei vom Parnaß verbannt werden. Wie kann bübischer Zottenwiz komisch seyn, und die Verlezung aller Schamhaftigkeit ästhetisches Interesse erzeugen, und den Beifall der jungfräulichen Kamönen erhalten? Empört muß der Sittlichere über manche Scene in unsern deutschen Trivialromanen erröthen, welche entehrend für die germanische Litteratur sind. Sezt man auch der

Poesie das einseitige Ziel, zu gefallen, vor, so kann doch Unwahrheit zur Erreichung desselben nicht dienlich seyn, und wir wenden uns mit einem gewissen Abscheu hinweg; die unter heuchlerischen Zierden verborgene Lüge wird sichtbar, weil die Vernunft den unverdienten Schmuck hinwegnimmt. Führt uns der Philosoph directe zur Wahrheit, so thut es der Künstler indirecte, und die Poesie schildert oft ein Leben voll praktischer Philosophie *). Ueberhaupt, aus der Unvollkommenheit der Welt gegen die Vollkommenheit der Poesie argumentiren, hieße wegen menschlicher Mängel die Allmacht verwerfen. Wollte man ferner die Abhängigkeit der Phantasie von der Sinnlichkeit so weit steigern, daß uns am Ende bloß eine reproductive Einbildungskraft bliebe, so widerlegt sich diese Meinung aus dem Vorhergehenden; endlich giebt es auch keine Erfahrung, wo die Vernunft fehlt, weil Freiheit und die Idee der Wahrheit vorausgesezt werden müssen. Aus dem ursprünglichen Hang der Menschen zu idealisiren, läßt es sich auch erklären, warum Bege-

*) Alle wahrhaft große Gedichte sind wahre Himmelsspiegel der Wahrheit. Wie glänzt der ewige Geist der Unendlichkeit in einem Shakespeare, Schiller, Göthe, Richter, Wieland (dessen Romane zum Theile mehr speculatives als Schönheits-Interesse haben).

benheiten aus der Geschichte entlehnt, vortheilhafteren Eindruck machen, als völlig ideele; denn die ohnehin über die Gewöhnlichkeit emporragenden und angestaunten Helden erblicken wir in dem kühnern Maaße der Dichtung, ihr Inneres enthüllt sich uns, und das reine Selbst entfaltet sich im Monologe ꝛc. Das historische Interesse wird also durch das ästhetische auf den Gipfel der Bewunderung gehoben. Mit den Verhältnissen der Gegenwart ist es anders, diese wollen das Idealisiren nicht ertragen, weil sogleich der Kontrast mit den grellsten Farben sich darstellt, und das schönste Gelegenheitsgedicht in eine Parodie sich verwandeln kann. Scenen des herrschenden Zeitalters werden also glücklicher in der Idealität spielen, und Jean Paul hat sehr klug sogar die Ortsverhältnisse zu verbergen gewußt, wodurch der größte Theil seiner romantischen Handlungen sich in reine Dichterregionen zurückezieht. Getreue Schilderungen der Lokalumstände sind oft so lästig, wie eine genau aufgenommene Landschaft, oder ein treu kopirtes Porträt. Jenes Vermögen also, wodurch wir im Stande sind, höherer Dinge bewußt zu werden, und das Leben mit den Himmelsfarben der Schönheit auszuschmücken, nämlich die Vernunft, begründet Philosophie und Poesie deren Richtung aufwärts, für die Abkunft aus dem All der Heiligkeit zeuget. Der uner-

forschbaren Tiefe des Menschengemüthes entsteigen die wonnevollen Frühlingsgestalten der Kunst, und indem sie vor unsern Augen vorüberziehen, sinken wir zurück in unser eignes Herz, überlassen dem mächtigen Strom der Gefühle, der aus ewigen Quellen in die Ewigkeit fleußt, und hie und da die Gruppen spiegelt, die von den Ufern des Lebens in seine Wogen strahlen. Gleich den Scenen der Natur, welche wunderbar mit unserer Stimmung harmoniren, schenken uns auch die Musen das süße Gefühl des Trostes, den uns oft kein Menschenherz beut, sie versöhnen uns mit der Erde, und wenden das klare Auge gegen ein paradiesisches Jenseits.

Seyen es nun heitere Freuden oder drückende Leiden, die uns mit unnennbarer Gewalt durchdringen, beide sind dem in sich selbst blühenden Gemüthe theuer, ja der Schmerz ist reicher und erhebender als die Freude, er erweitert und stärkt alle Empfindungen, er setzt uns mit höhern Geistern in eine nähere Verbindung, und die hohe Tragödie strebt himmelan, während die Freude das irdische Daseyn festzuhalten sich bemüht. Die tiefe erschütternde Trauer hebt sich vom Grabe des Beweinten auf, und sucht hoffnungsvoll die Hallen der Unsterblichkeit, sie flieht die Trümmer des Glückes, und reicht vertrauensvoll dem Genius des Todes die Hand. Mitten in den Fin-

sternissen der Leiden zündet sich eine reine erhellende Flamme an, Religion, das Unglück trennt die Menschen von einander, knüpft sie aber desto inniger an die waltende Vorsehung. Dieses offenbaret sich auch im Pathos der Poesie, dieses wird eine Philosophie der Geschichte bezeugen, und so beweiset sich in allen schönen Richtungen des Menschenlebens der Schwung des Geistes zum Reinern und Vollkommnern.

Von der philosophischen Poesie und poetischen Philosophie.

Die im Vorigen entwickelte Verwandtschaft beweiset, daß eine philosophische Poesie möglich sey, indem Wissenschaft und Kunst durch das nämliche Prinzip begründet werden. Selbst jener, welcher nur nach dem raschen Gefühle urtheilet, wird die Dichtung nach dem philosophischen Maaße schätzen, wenn er auch nicht im Stande ist, wissenschaftlich seine Meinung zu rechtfertigen, und gleich dem Kunstrichter theoretisch hervorzuheben, was der Dichter in praktischen Formen ausmalte. Man kann philosophischen Geist haben, ohne Philosoph zu seyn, es ruht derselbe auch in den Werken der Künstler, wenn diesen gleich die systematischen Abstractionen fremd sind. Die Anmuth, die Erhabenheit und das

Komische, tragen den Charakter einer ewigen unumstößlichen Wahrheit an sich. Mittelst der Einbildungskraft gewinnt manche Erkenntniß schnell das menschliche Herz, da sie hingegen in logischer Darstellung dem Zweifel nicht so kühn den Weg vertritt; wir wollen darin nicht sowohl die schonende Nachsicht des Kritikers, welcher seine Strenge an wissenschaftlichen Werken beweisen will, als die innigere Erregung des menschlichen Wahrheitsgefühles erblicken, und die sinnreiche lebendige Form der Phantasie scheint dem Herzen näher, als die Verstandesform zu treten *).

Dadurch sey aber keineswegs in Abrede gebracht, daß die metaphorische Darstellung schwankender und verführerischer sey, als die verständige. Die wissenschaftliche Strenge gegen die poetische Schwungkraft und Lebensfülle vertauschen, hieße gegen den Verstand ein übertriebenes Mißtrauen hegen, und eine Seelenkraft auf Kosten der andern vernachläßigen; gleich ungerecht ist es hingegen wieder, wenn man den scholastischen Formalismus zum unbeschränkten Herrscher in der

*) Darum hat vielleicht auch die Betrachtung der schönen Natur für empfindsame Seelen mehr Beweiskraft rücksichtlich der göttlichen Dinge, als alle Demonstrationen der geübtesten Dialektik.

Forschung erhebt, und jede blühende Gestalt als eine üppige Schwärmerei verwirft.

Das Genie hält den Zweck fest im Auge, und wird seinem Producte durch abstracte Untersuchungen das ästhetische Interesse nicht entreißen, es trachtet den vollen Genuß der Schönheit zu gewähren, und hütet sich den Verstand zu strengen Nachforschungen zu erwecken. Wer hinreiset, um sein Gemüth durch den Anblick der himmelstützenden Alpen zu erheben, wird ferne von dem lächerlichen Pedantismus des Rectors Fälbel seyn, die Gewalt des gerührten Herzens ist intolerant gegen die Gewissenhaftigkeit des Verstandes, und verachtet die ängstlich gesetzten Grenzsäulen der Schulweisheit, wenn sie zum Himmel emporschwebet. Aehnlich verfahren Dichter und Zuschauer, hätte uns Schiller in seinem Posa den kenntnißvollsten klügsten Diplomatiker dargestellt, hätte er ihn mit unerschütterlicher Besonnenheit und der kältesten Ueberlegungskraft ausgestattet, wir würden ihm darum wenig Dank wissen, sollte auch der moralische Charakter des Ritters nicht darunter leiden. Der dogmatische Pedantismus muß selbst in jedem Lehrgedichte vermieden werden, der systematische Gang desselben ist weit von dem scientivischen verschieden, und jedes Philosophem muß von seiner scholasti-

schen Gestalt befreit werden, wenn es weder das Ganze entstellen, noch satyrisch klingen soll *).

Die Phantasie muß von dem Dichter unmittelbar, der Verstand mittelbar beschäftiget werden, und das didaktische Gedicht vermeide sowohl den Predigerton, als die Subtilität des sogenannten Denkers, es richte seine Stimme an das menschliche Herz, an das Hochgefühl der Tugend, an die himmlische Grundfeste der Erkenntniß, nicht an die künstliche Reflexionsgabe, deren überspannte Besonnenheit oftmals die Wahrheit verliert, weil sie den Keimen derselben den nährenden Boden entzieht. Je mehr der Stoff der didaktischen Poesie in das Gebiet des Verstandes gehört, desto schwerer findet sich die poetische Einkleidung dazu, je mehr die rohere Technik berührt werden muß, desto matter und kälter wird das Gedicht.

Selten wird der Dichter die Foderungen des Aesthetikers, und des speculirenden Denkers zu-

---

*) Cogito ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich. Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß.
Lehrling.
Denk ich, so bin ich! Wohl! doch wer wird immer auch denken. Oft schon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

S—r.

gleich befriedigen, er wird gezwungen seyn, sich mit dem Lobe des einen, den Tadel des andern zu verdienen; die Schönheit weichet oft der Deutlichkeit des Begriffs, oder umgekehrt. Kleinlich wird in dichterischer Darstellung manches erscheinen, was sonst eine wichtige Untersuchung genannt werden mag, und der Forscher wird vieles für unwesentlich erklären, was der Aesthetiker preiset. Göthe und Jean Paul haben mit seltenem Glücke philosophische Betrachtungen in ihre Romane gemischt, ohne das ästhetische Interesse zu vernachläßigen.

Ohne denjenigen geistvollen Männern, welche sich durch philosophische Romane unvergänglichen Ruhm erwarben, ihr Verdienst schmälern zu wollen, können wir doch in ästhetischer Hinsicht diese Dichtungsart nicht ganz rechtfertigen; denn die Entwicklung der poetischen Kraft in That und Leben wird dadurch zurückgehalten, die wunderbare Regsamkeit der idealischen Welt kann sich in der ruhigern Gestalt der stillen in Kopf und Herz sich zurückziehenden Speculation nicht offenbaren, und das große Vorgefühl des Lesers wird durch die Dichtung nicht gerechtfertigt; denn es fehlt an den kraftvollen, auf Erde und Himmel eindringenden Charakterzügen, und die ernste Besonnenheit des Denkers verdrängt das feurige schnell

aufflammende Gefühl, und die rasch vollziehende Thätigkeit des poetischen Menschen.

Eine üble Vermischung von Poesie und Wissenschaft kann den schädlichsten Einfluß auf die Litteratur haben; beide unterdrücken sich wechselseitig, und das mittelmäßigste Talent traut sich hinreichende Fähigkeit zu, die Welt mit trefflichen Werken zu beschenken. Der Kunstrichter hat Recht, wenn er intolerant gegen den Verstand ist, sobald derselbe sophistischen Scharfsinn und Spitzfindigkeit herrschend macht, und sich von der Phantasie trennt, die ihn zum Witz, und dadurch zur poetischen Wirksamkeit fähig macht.

Gleichwie sich vielleicht den ersten Menschen die Zustände von Traum und Wachen verschmolzen, und erst eine durch Erfahrung gewonnene Besonnenheit zu der Unterscheidung half, so lagen Erkennen und Dichten ursprünglich neben einander. Man ist eher fähig eine Erklärung zu verlangen, als sie zu geben, und die Betrüglichkeit der Sinne selbst versetzt den Verstand in mancherlei Irrthümer; Vermuthung und Ueberzeugung haben ihre Gränzen noch nicht gefunden, weit verbreitet ist das Reich der Hypothesen, und die Erdichtung unterschiebt mannigfaltige Gründe. Bei einem solchen Zustande werden die Ursa-

chen natürlicher Phönomene fingirt, und selbst den Gemüthsbewegungen werden mancherlei Gründe untergelegt. Die Weisheit aller unkultivirten Völker überhebt sich durch mystische Voraussetzungen der verständigen Auslegung, und setzt gewisse Prinzipien fest. Die Einbildungskraft erschafft mancherlei Idole, die Neugierde läßt sich beruhigen, der Forschungsgeist wird betäubt. Wollen wir auch die ersten philosophischen Versuche nicht Poesie nennen, so dürfte ihnen der Beiname poetische nicht zu entreißen seyn; ist diese Art von Dichtung auch noch weit von der Poesie entfernt, so kann die nahe Verwandtschaft keineswegs geläugnet werden. Oromazes und Ariman, und eine Menge anderer Grundwesen, welche in den Theogonien angeführt werden, verdanken dem absichtlichen oder unabsichtlichen Wahne ihren Ursprung, und sollten auch die Magier, Fakiren und andere Priester die Leichtgläubigkeit der Völker zu politischen Zwecken benutzt haben, die Täuschung — war den Getäuschten willkommen, die orientalische Einbildungskraft war beschäftigt, die glänzende Seite hemmte ein weiteres Nachdenken, wozu die gehörigen Vorbereitungen noch fehlten. Aufgeklärtere Jahrhunderte lächeln über die Mährchen der phantastischen Vorzeit, und versäumen manchmal aus Selbstklugheit unsere Vorfahren durch die natürlichen Umstände zu entschuldigen,

und den Grund der Irrthümer in der Kindlichkeit der Menschenbildung zu entdecken. Das religiöse Gefühl lag in dem Parsen, Indier und Germanen, wie in dem menschenopfernden Mexikaner, aber da die Sinnlichkeit ihre engsten Bande um die Völker schloß, so konnte sich dieses Gefühl nur durch die Einbildungskraft äußern, das Vollkommenste stellte sich durch das Seltsamste, das Heilige durch das Ungeheure, das Allmächtige durch die Steigerung irdischer Kräfte dar. Aber auch in diesen Aeußerungen verdient der Menschengeist Achtung, so wie man die unvollkommenste Antike werth hält, weil nur im Stuffengange der Vervollkommnung die Mittel sich entwickeln, welche dem Genie eines Phidias die Verewigung in majestätischen Bildern möglich machen.

Vieljährige Uebung lehrt den Menschen seine Kräfte kennen, gehen die Erfahrungen und Gedanken früherer Geschlechter verloren, so ist er gezwungen, von neuem den mühsamen labyrinthischen Weg zu durchwandern, und oft zu fallen, bis ihm der kühne Gang gelingt, und Einzelne die Hülfe der Geschichte entbehrend, müssen stets mit fruchtlosen Anstrengungen in der Gewalt der Irrthümer bleiben; denn die Seele erzieht sich schwer allein.

Verschiedenartigkeit des Talentes, Privat- und Staatsleben beschränken die Freiheit des Gedankens, und begünstigen die eine Geisteskraft, indem sie andere unterdrücken, so daß die Wahrheit auf den divergentesten Wegen verfolgt wird. Der Orientalismus, welchen die Neuplatoniker in der Philosophie ihres Vorbildes herrschend machten, die durch den Einfluß des Christenthums entsprungene Orthodoxie, haben der Bildung des Scharfsinns große Hindernisse entgegengestellt, und die Reflexion häufig an falsche Prinzipien gebunden, das freie Urtheil ward beeinträchtiget, und die Tempel der Wissenschaft öffneten sich eitlen Schwärmereien. Aber durch Fiction wird keine Wahrheit, die Grundsätze der Phantasie finden selten Haltbarkeit, die Dämonologien und Theurgien, welche die blendende Begeisterung eines Individuums schuf, gelangen nie zur Allgemeinheit, und die fingirte Meinung des Einzelnen verschwindet unter den neuen Hypothesen der Gegner, weil ihr das menschliche Erkenntnißvermögen seine Fürsprache versagt.

Jedes Philosophem fasset im Herzen oder Sinne Wurzel, jedes System vollendet sich durch die nothwendigen Gesetze des Verstandes, und die Wissenschaft hat das Bestreben die Wahrheit in ihrer Reinheit darzustellen, und alles, was

das Wesentliche verdunkelt oder entstellt, zu entfernen; sonach wird die Theologie die Schöpfungen der Phantasie verbannen, und dem heidnischen Aberglauben entgegenarbeiten.

Alle poetische Speculation folget den täuschenden Irrlichtern der Einbildungkraft, baut sich eine Brücke in die Unendlichkeit, und täuscht sich durch überirdische Anschauungen; sie verwechselt das Symbol mit dem Bezeichneten, betet das Bild statt der Gottheit an, verehrt das Wort, nicht den Sinn, kurz die Form tritt ganz an die Stelle des Wesens, und sucht durch mystische Geheimnisse ihre Usurpation zu verhüllen. Diese Carricatur von Wissenschaft zerstört die Heiterkeit, worin sich fruchtender Scharfsinn und Tiefsinn verbinden müssen, ihre Erkenntnisse ziehen wie magische Schattenfiguren in den Wolken des Irrthums umher, sie selbst ist größtentheils das Produkt einer zügellosen Imagination und eines schwachen Kopfes.

Verführerisch, aber minder irrig und gehaltvoller ist jene Vermischung von Poesie und Wissenschaft, wo erstere nur die Form beherrscht, und den Chimären der Imagination kein selbstständiges positives Gebiet angewiesen ist. Allerdings findet sich derjenige, welcher eine reiche Phantasie besitzt, angezogen, seine Gedanken zu

versinnlichen, und für ihn mag das Wahre nichts verlieren; aber es ist hiebei zu bedenken, daß der Zweck der Wissenschaft nicht auf das räsonnirende Individuum beschränkt ist, sondern durch Mittheilung auch auf andere sich bezieht, welche das Interesse der Forschung und innige Wahrheitsliebe an das Studium fesselt. Es kann also mit Recht ein solcher Vortrag gefodert werden, welcher durch Klarheit und Deutlichkeit zur festen Bestimmung der Erkenntnisse geeignet ist, und das Wesentliche von dem verfinsternden Einfluße des Zufälligen befreit, welcher nicht nur im Einzelnen, sondern auch im Ganzen eine den kategorischen Denkgesetzen entsprechende Ordnung und Verbindung beobachtet, und das Verschiedene in gehörige Einheit setzt.

Die poetische Diction ist frei, und sucht die logische Regel zu verbergen, die wissenschaftliche darf sie sichtbar werden lassen, und ist deswegen noch nicht des Pedantismus zu beschuldigen; die poetische Form wird also nothwendig die Fugen zu verhülleu, und die Strenge zu mildern suchen, die Metapher schmilzt die Härte des Begriffes, die Euphonie sucht alle Sprödigkeit zu erweichen. Dadurch geräth man aber in eine doppelte Gefahr, das Bild kann sich über den Begriff erheben, sein Glanz überschimmert den

streng zu fassenden Inhalt, die Aufmerksamkeit wird gestört, das Schönheitsgefühl verwandelt den kalten Forscher in einen feurigen Bewunderer, die Phantasie arbeitet in verwandten Gestaltungen fort, er ist überwältigt, gewonnen, aber nicht überzeugt, er eilt in die Regionen der Anmuth, und vergißt die stützenden Gründe aufzusuchen, die Grazien haben ihn überredet, nicht überwiesen, der gewonnene Begriff schwankt, ein Mißverständniß wirkt auf die ganze Kette der Folgerungen fort. Das Bild kann neben dem Begriffe stehen, dadurch entsteht eine gewisse Proportion, deren Verhältnisse Verglichenes und Gleichniß sind, wer durch das erste besonnen schritt, kann im zweiten seine Charybdis finden, was durch das erste gewonnen wird, kann an das zweite verloren gehen. Die Verständlichkeit wird hier sicherer vor Beeinträchtigungen seyn, weil der ästhetische Ausdruck von dem logischen geschieden ist, und die Mißverständnisse mehr auf die Seite des Lesers oder Zuhörers sich begründen, allein das vortragende Individuum bedarf einer allseitigen Kraft, damit der Verstand seine Priorität behaupte, und der ästhetische Theil nicht zu einer todten Arabeske herabsinke, wodurch ein solches Werk dem kränklichten Lehrgedichte sich nähert, und die Gesetze der Systematik verletzt, ohne dem Verlangen des Geschmackes

Genüge zu leisten. Gleichwie im Gedichte die wissenschaftliche Form zu vermeiden ist, eben so muß der Philosoph dem freien Fluge der dichterischen Begeisterung Einhalt thun, außer dessen geht ein unseliger verderblicher Bastard hervor, welcher wohl den Beifall des nachäffenden Dilettanten, aber nie die Achtung des wahren Kenners erhält.

Die geistigen Vermögen der Menschen lassen sich zwar nie ganz trennen, aber in den verschiedenen Richtungen der Thätigkeit wird dieses oder jenes die Oberhand behaupten müssen, ohne übrigens aus dem großen Ganzen zu fallen.

Der Mensch zeichnet sich in seinem Styl, die Schulregel auf alles anwenden, heißt jeden Einzelnen unterdrücken; aber gleichwie wir von dem Schriftsteller die Resignation seines Characters nicht fodern, so muß derselbe über den Menschen die Menschlichkeit nicht vergessen, er muß diese oder jene Saite nur dämmen, nicht abreißen, den Grundton durch den harmonischen Einklang verwandter Töne erheben, und von der unfruchtbaren lästigen Monotonie befreien. Ein geschmackloser Aufsatz wird bei allen Anstrengungen des Scharfsinnes keine Energie bewirken, er faßt den Menschen, aber er ergreift ihn nicht, er mag ihn belehren, aber nimmermehr besee-

len, ausgenommen der Empfänger seines Inhaltes ersetzt durch eigenes Gefühl, was der Verfasser nicht hinein gelegt. Regeln werden hier wenig fruchten, der Genius hingegen wird selten fehlen, er dringt schnell, und mit kräftigen Mitteln auf den Zweck ein, anders wird er als Ethiker, anders als Aesthetiker seine Darstellung einrichten, aber stets jene Form wählen, die am sichersten eine volle und zugleich kräftige Ueberzeugung gewährt. Hat er die Gewißheit im Herzen gefunden, so sucht er sie dort wieder zu begründen; er vertraue die entdeckte Wahrheit ener Gemüthskraft, von welcher er sie empfieng.

Räumt man aber auch der Darstellung Freiheit ein, so darf sie der Denker nicht auf die Erkenntniß übertragen, hier sey er strenge, bestimmt, consequent; der feurigste Vortrag kann den schlechtdurchdachten Stoff nicht beschönigen, und die mit Prunk angekündigte Eroberung beschränkt sich auf ein — armseliges Muschelsammeln.

Die Lebendigkeit der Darstellung hat einen großen Vorzug, darum ist aber jener Schriftsteller nicht zu verachten, welchem bei einem reichen Inhalte der Schmuck der Ausführung mangelt; aber sein Werk wird mehr dem Gelehrten, der für einen schätzbaren Inhalt die äußere Behand-

lung hinzugeben bereit, zugedacht seyn, oder auch bloßen Unterricht bezwecken. Man mag es dem Gelehrten verzeihen, wenn er den Geschmack beleidigt, aber Vernachlässigung der Ergründung kann die wahre Kritik nie vergeben.

Historisches Verhältniß der Philosophie und Poesie.

Das zur Gotteserkenntniß und Seligkeit organisirte Wesen mußte auch in der früheſten Epoche seines Lebens die ersten Schritte zu seiner Bestimmung thun, der göttliche Keim mußte schon im Frühlinge des Lebens in blüthende Zweige sich entfalten.

Die Theilung der Geschlechter war ein mächtiges Mittel, um das Herz zu heben, und den Verstand in Thätigkeit zu setzen, das Gefühl der Liebe strebte nach Vereinigung, und es ist mit Recht zu bezweifeln, ob jemals die physische Begierde allein geherrscht habe, daher die beiden amerikanischen Wilden des Wielandischen Romans der Natur des Sterblichen weit mehr zu entsprechen scheinen, als die ideelen Naturmenschen mancher Philosophen. Sobald der sinnliche Trieb mit übersinnlicher Liebe sich verband, hatte man den Riesenschritt zur Tugend gethan, denn man war zu Aufopferungen fähig, und eine Frucht

der süßen Neigung war die Kinderliebe; im Gemüth bildete sich die Pflicht des Schutzes für Weiber und Unmündige; Freundschaft verband Einzelne, und erweiterte ihren süßen Einfluß bald auf Familien und Stämme, man ward mit Sorgen bekannt, und trug sie gerne, fieng an sich zu rüsten, um für die Theuren zu kämpfen, um durch das eigne Leben das fremde zu retten, ein beseelter Wille schuf die Thatkraft, aus ihr erwuchs die Tapferkeit.

Lebendig waren Empfindung und Gefühl, als die Denkkraft noch schlummerte, Tugendhafte wurden geliebt, ehe Philosophen geehrt werden konnten. Hatte einmal die Geselligkeit das schöne Bürgerrecht im Busen gewonnen, so freuten sich Mann und Weib an den wonnigen Bemühungen der Erziehung, und erleichterten dem geliebten Säugling das Erglimmen der edlen Stufe, wo sie selbst sich so glücklich fühlten, und diesem war es vorbehalten, einen höhern Standpunkt auf dem Pfade der Vollkommenheit zu erreichen. Befreite sich der Mensch von der Macht wilder Triebe, unterwarf er sich die Natur, so stand er selbst unter den heiligen Gesetzen des Herzens, und legte den Grund zu jener Seelengröße, welche ihm weder durch die Empörungen der Natur noch durch die Ausschweifungen wüthender Neronen geraubt

werden wird; er kündigte der stummen Erde seinen Dienst auf, und ward ein Diener im Tempel Gottes.

Die freie Bewegung in den Gegenden der Schöpfung, die Freude an der Heimath, oder die Freude überall eine nährende Heimath zu finden, brachten die Regungen der Phantasie hervor, der Mensch gewann seine Fluren lieb, weil er in ihnen liebte, weil sie die Sinnbilder seiner Freuden und Leiden waren — es entsprang das Gefühl der Schönheit an dem, was um ihn verbreitet lag.

Die Sonnen und Sternenwelt durchdrangen den Erdgebornen mit festlichem Schauer, unsichtbare Orkane stürmten durch seine Haine, und die dunkle aber gewaltige Ahndung von einem mächtigern Wesen schuf sich in der Brust, der Gotterschaffene glaubte an einen Gott. Er war zum Glauben fähig, nicht zur abstracten Rechtfertigung desselben, stark war sein Herz, schwach sein Verstand, mächtig konnte der Aberglaube, unmächtig mußte der Unglaube seyn.

Sinnlichkeit und Herzlichkeit waren die Elemente des Jugendlebens, angenehm war das Bild, selten der Begriff, nahe lag das Idol, ferne das Ideal, die zwei Elemente wirkten in einander, und es entstand Götzendienst.

Den ersten Zeiten gehört das Symbolisiren an, das Begreifen setzt Kultur voraus, und gedeiht in spätern; in jenen zieht man den Himmel auf die Erde herab, in diesen hebt man ihn wieder in das Unsichtbare empor, oder giebt ihn — gar auf; in den Perioden, wo man mit den Bedürfnissen streitet, braucht man die Hülfe lenkender Schutzgeister, in denen, wo der Ueberfluß die Mühseligkeiten unbekannt macht — nur sich selbst; dort fürchtet man mehr den Zorn der Götter, hier den Uebermuth der Menschen, der sogenannte Barbar opfert den Göttern, der Civilisirte bringt seinen Weihrauch den Sterblichen dar.

Die Aufnahme der Geselligkeit bewirkt den Anfang der Kunst; das jugendliche Alter der Völker drückt sich durch öffentliche Tänze und Gesänge aus, man schwebt in frohen Reihen um die Braut, um den Sieger, jauchzt in den fröhlichen Thälern über die reifende Frucht, blickt gegen das warme Licht, welches die Matten zum Triebe der Blumen erweckt, und dankt für die empfangenen Wohlthaten. Das Auge verlangt den Gott zu schauen, er soll den Fluren und Hütten näher seyn, man will ihn für die Hand, für die Lippen besitzen, wie Kinder mit der Sonne und dem Monde spielen wollen, und der Erfolg ist,

räumliche Darstellung der Geister, Götzenbildung. Man glaubt sich nun des Segens gewisser, weil man den Segnenden sich näher fühlt, und bringt zur Versöhnung Opfer dar; der Penat hilft schützen das Haus und die Felder, er verscheucht die feindlichen Geister der Natur.

Der Gedanke, den Gott zu bilden, war kühn, die Ausführung reizend, aber man war noch weit von artistischer Vollkommenheit entfernt, diese bedurfte verschiedener Vorbereitungen, Zufall und Verstand mußten Vieles lehren, bevor ein Dädalus die Bildnerei übte, Jahrhunderte mußten vorbereiten, was flüchtige Horen vollendeten. Die Neugierde war stärker, als die Wißbegierde, die Geschichte der Götter anziehender, als die Ergründung ihrer Wesenheit, daher die Mythologie eher als die Theologie erschien. Die Poesie gewann nun Leben, sie beschäftigte sich mit den höchsten Angelegenheiten der Menschheit, und war nicht auf bloßes Vergnügen beschränkt. Die Unruhe des Geistes war dadurch gewissermassen gestillt, die jugendliche Unbesonnenheit fand in der Religion einen Zügel, das moralische Gefühl gewann eine Stütze in der Götterfurcht, und die Phantasie hatte ein unermeßliches Reich ihrer Metamorphosen entdeckt. Je mehr sich der Mensch von dem Zustande ent-

fernt, wo er sein Leben durch schwere Anstrengungen erkauft, desto näher kommt er abstracten Vorstellungen, er wirft sich in die Gedankenwelt, sobald er sich der Außenwelt entreißen kann. Die Erfahrung bereichert sich, aber der ungeübte Verstand bearbeitet sie noch nicht mit dem gehörigen Scharfsinn, eine Menge Wirkungen häufen sich im Gedächtnisse auf, doch kam man noch nicht dazu, die Ursachen durch Gründe zu bekräftigen, sondern sie müssen Halt und Ansehen gewinnen durch das Wunder. Die Stimmen der Elemente sind Wirkungen von großen Geistern, der Kampf des Guten und Bösen im Gemüthe ist eine Eingebung von zwei verschiedenen unsichtbaren Wesen, mit welchen sich im Traume oft wirkliche Gemeinschaft zu ergeben scheint. Aber mit der allmähligen Bildung des Reflexionsvermögens häuft sich die Frage nach der Ursache, man lernt durch die Erfahrung selbst, unrichtige Voraussetzungen kennen, man unterscheidet Wahrheit und Irrthum, Meinung und Ueberzeugung, wie Traum und Wirklichkeit, der Eifer zu erklären wächst, man beginnt, zu begründen. Die Priester konnten sich ihrer Lebensart gemäß, dem Nachdenken freier hingeben, sie verschafften sich durch ihre Aussprüche Gewicht, man suchte bei ihnen Rath und Hülfe,

sie waren Leib- und Seelenärzte, und unter ihnen gab es die ersten Weisen und Lehrer.

Die Zeit vermehrte die Kenntnisse, aber sie lagen unverbunden und einzeln in dem Gedächtnisse, der unkultivirte Geist vermochte noch keine Prinzipien zu finden, und Wissenschaft im eigentlichen Sinne war ihm noch fremd. Hellern Geschlechtern ward das Streben nach einem Unveränderlichen zu Theil, Verstand und Sinnlichkeit unterjochten einander wechselseitig, und drangen vor die Vernunft, bis jedes dieses Vermögen in die Grenzen seiner Bestimmung zurücktrat, das große Studium der Selbstkenntniß mußte der klaren Einsicht in andere Verhältnisse vorangehen, eine mächtige Polemik war vor der ruhigen Ueberzeugung herrschend, Siege über Vorurtheil und Irrthum brachten den heiligen Frieden der Wahrheit.

Das feurige, empfängliche und reizbare Gemüth, mehr geeignet zu glauben als zu begreifen, ist zu philosophischen Erkenntnissen, aber nicht zur Philosophie geschickt, es formt eher den Athos in einen Götzen um, als ihm ein ephesischer Tempel gelingt, es ist groß im Gebet, aber klein in theologischen Untersuchungen, treten aber männliche Ruhe und Besonnenheit in, weicht die Schwärmerei dem ernsten Enthu-

siasmus, dann errichtet die Wissenschaft ihre Hallen, und sammelt die höher fühlenden Seelen am Altare der Wahrheit.

In der Zeit bildet sich des Menschen beschränkte Weisheit, darum sind neue Geschlechter gezwungen, sich neue Bahnen zu brechen, die Einsichten der enteilten Jahrhunderte verschwinden, Statuen versinken im Staube, Büchersammlungen lodern auf, und den Nachkommen bleiben nur einige Blätter übrig, der Geist geräth in neue Labyrinthe, und muß neue Irrthümer besiegen, aber das Ewige findet immer wieder seine Verehrer und das Jahrhundert seiner Glorie, und den Finsternissen der Barbarei folget die Morgenröthe der Aufklärung. Die Kunst findet ihren Ursprung und ihr goldnes Zeitalter früher als die Wissenschaft, ihre Blüthe ist oft schon gefallen, wenn sich Philosophie in strenge Form kleidet, und nicht selten schlossen sich die Werkstätten der Bildner, wenn die Hörsäle der Philosophen sich öffneten. Dieses wird sowohl in der alten als neuen Welt sichtbar. Homer sang unter den Hellenen, und als einige Jahrhunderte später Pythagoras aufstand, war die jugendliche Energie der Helden vor Troja nicht mehr; das frühere poetische Leben

hatte in der Politik sein Grab gefunden, und es entwickelte sich der eigennützige Republikanismus, der Grund des Hasses zwischen Athen und Lacedämon, der Grund vieler Kriege und Leiden. Die Hellenen liebten nur ihr Vaterland, und nur den griechischen Menschen, jeder andere war ihnen Barbar, eine feindliche Spannung gegen das Ausland schuf die Politik der Griechen, sie vereinten sich, um gegen die Barbaren zu fechten, und ergriffen das defensive, wie die Römer das offensive System. Die griechisch-römische Welt stellte das öffentliche vor das Privatleben, das allgemeine vor das einzelne Interesse, Gesetze, Tugenden, Verfassung zeugen laut dafür, die Charaktere der Bürgertugenden entwickeln sich glänzend in den Poesien, und die Ethik behauptet ihre practische Tendenz. Schwerfällig und stoisch blieb der Römer, leichtsinniger, sanfter bewies sich der Grieche, jener siegte, um zu erobern, dieser eroberte, um zu siegen; beide kämpften ihrer politischen Erhaltung wegen.

Fest war die Religion an den Polytheismus gekettet, und widerstand der reinen Theologie, welche erst durch große Umwälzungen Eingang finden konnte, die Moralität hatte ein Bestreben nach Kraftbezeugung, wie die Kardinaltugenden beweisen.

Ein gewisser Freiheitsgeist schloß die Republikaner in sich selbst zurück, die Menschheit wurde nicht gehörig gewürdiget, die Götter waren mehr gefürchtet als geliebt, das Schattenreich glich einer verschönerten Erde, Wenige sehnten sich in die Unendlichkeit hinüber, Weltruhm überglänzte die Pforten des Himmels, eine unbestechliche Gerechtigkeit richtete im Tartarus, irdische Kräfte walteten im Olymp, und die Seligkeit war nur ein höherer Grad genossener oder entbehrter Freuden. —

Freiheit und Bürgersinn lagen nicht bloß in Sitten und Gesetzen, sondern im Herzen, darum jene wunderbaren Thaten, darum jener angestaunte Patriotismus, welchen unsere Zeit vergeblich nachzuahmen sich bemüht, welcher selbst alle Factionen aufhob, sobald ein äußerer Feind droht, welcher gegen den Mitbürger schwieg, sobald er als Feldherr auftrat, und sich an ihm undankbar wieder vergriff, wenn er am Capitol geopfert hatte, und Fackelglanz und Jubel vor seiner Thüre erloschen. Die geheime Cabale war anfänglich den Römern unbekannt, die Ehre hatte eine lautere Natur, den schönsten Nimbus des großen Mannes bildeten seine Familie, seine Freunde, seine Armuth; es war um Roms Herrlichkeit ge-

geschehen, als der curulische Stuhl dem Römer kein Thron mehr war, als Ehrsüchtigen die Fürstenkrone mehr als die Bürgerkrone galt. Haß der Monarchie war allgemein, selbst Philosophen konnten sich desselben nicht entschlagen, und lange nach den niedrigen Schmeicheleien eines Horaz und Ovid's, seufzte der ehrwürdige Tacitus nach den Waffen der Freiheit, und Tacitus schrieb, als Titus bereits das Vorurtheil des Republikanismus widerlegt hatte.

Der Untergang des Alterthums war beschlossen, als August den Thron bestieg, die Zerstörung begann, als Nero und Caligula die lezten Spuren der Freiheit zertraten; die Klagen edler Seelen klingen nur wie ein Echo in die gesunkenen Jahrhunderte zurück, selbst unter den schönen Regierungen Trajans und Hadrians erholte sich das Reich nicht; der Geist der Freiheit, welcher alles wunderbar empor gehalten hatte, war dahingeflohn, und der Geist des Monarchismus konnte in der Brust noch nicht Wurzel schlagen. Eine Universalumwandlung mußte geschehen und geschah, ihre Elemente sind Völkerwanderung und Christenthum. Die Lehre Christi hatte sich zwar schon ausgebreitet, aber sie konnte noch nicht Nationalreligion werden, denn es mußte sich Vieles in dem Lebenssystem der Völker

ändern, in dem alten Boden verdarben ihre Keime; erst die große Revolution, welche über Europa ausbrach, zerstörte die alten Formen, und bahnte dem Christianismus den Weg, die heidnischen Tempel sanken, Kirchen stiegen empor.

Rom, welches die Selbstständigkeit aller Staaten verschlang, und die Nationen entwaffnete, verlor an Kraft, wie es an Ausdehnung gewann; hätte man auch den Einfall gehabt, allen Provinzen das unumschränkte Bürgerrecht zu ertheilen, so würden sich doch schwerlich aus dem bunten Völkergemische römische Legionen erhoben haben. Die Weltbeherrscher hatten das Prinzip ihrer Größe verloren, die alte Verfassung war aufgelöst, wenn auch eine gekünstelte Form ihren Bestand heuchelte, die alten Sitten waren durch neue ausländische verdrängt, und die Schwäche des Mutterlandes ergriff auch die Provinzen.

Das Christenthum foderte kraftvolle Gemüther, Völker im Aufleben nicht im Sterben, daher erhob sich glorreich das Kreuz, als sich die Panere der germanischen Völker unter dem mildern Himmel entfalteten, das neue Europa ward begeistert durch Religion, man stritt für Gott und Vaterland, und das menschliche Streben fand nach langem Herumirren wieder ein festes sicheres Ziel. Die Eroberer brachten zum

Theile ihre Verfassungen mit, sie waren freie Männer, auch unter den Fürsten, der orientalische Despotismus, welcher auf den sieben Hügeln heimisch geworden, verschwand, der Feudalismus war weniger drückend wie das vertilgte Sclavensystem, und die Menschheit hatte fröhliche Aussichten. Die charakterlosen Eingebornen vereinigten sich bald mit den Eroberern, deren unverdorbene Brust sich dem Evangelium öffnete, aber die Plastik selbst gieng in ihrer Fülle unter, die Künste wurden vergessen, die Wissenschaften zurückgesetzt, die ganze Lebensart gewann eine eigne Form.

Bis auf die Epoche der neuen Selbstständigkeit schwebte man in einem veränderlichen Mittel von Heiden- und Christenthum, selbst der Kultus hatte ein gewisses Gemische an sich; doch jetzt bürgerte sich der gothische Geschmack ein; die hellen Tempel ersetzten sich theils durch dunkle schwärmerische Kapellen, theils machte man sie durch Umänderung dem Mysticismus gleichartiger, das Bittgebet erreichte eine ehevor nie gekannte Größe, die fanatische Verfolgung der Heiden rächte gleichsam die Märtyrer, deren Bildnisse auf die Fußgestelle verschütteter Götter sich erhoben. Die Liebe wuchs zauberisch empor, denn das Weib trat dem Manne näher, die Unschuld

der Jungfrau, die Enthaltsamkeit des Jünglings wurden heilig geachtet, die vormals verachtete nachtheilige Ehelosigkeit ward Verdienst, das Klosterleben weihte eine große Anzahl Menschen der ewigen Keuschheit, man traute sich dem Himmel an. Tugend und Religion schlossen sich enger an einander, das gute Werk wird Gottesdienst.

Das Christenthum suchte den Herzen eine bisher unbekannte Humanität einzuflößen, und man war ihrer fähiger, da der sich selbst genügende Republikanismus untergieng, und die Gemüther der allgemeinen Nächstenliebe empfänglicher wurden.

Nachdem sich die Stürme der Völkerwanderung verzogen hatten, und sich die Länder von dieser neuen Sündfluth erholten, lag Europa wieder im Jugendalter, die Schätze der Weisheit verbargen sich, und konnten erst ihre Herrlichkeit erlangen, wenn die Nationalität hinreichend befestiget war. Wie eine Revolution der Erde, alte Gebirge stürzen und neue hervorrufen, alte Inseln verschlingen, neue emporheben konnte, eben so sieht die Geschichte nach den Revolutionen der Menschheit neue Staaten aufsteigen, eben so sieht die Wissenschaft und Kunst in neuen Formen wieder unter die Friedlichen kommen. Aehnlich den hellenischen Rapsodisten sangen die Barden und

spätern Troubadours Minne= und Meistersänger, aber sie sangen in dem Geiste des neu entstandenen Lebens, zärtliche, sehnsuchtsvolle, unsterbliche Liebe, Kämpfe für Unschuld, für die Bewahrung der häuslichen Zufriedenheit und Tugend. Die Mythologie war für die Poesie größtentheils verloren, aber Mönchthum und Ritterschaft, das Abentheuerliche, Herzliche, und die spätern Kreuzzüge gaben einen weit geeignetern Stoff; die Richtung in das Gemüth offenbaret sich in den dichterischen Darstellungen, und bildet die Sentimentalität, welche den geistigern verklärtern Schwung der neuern Dichter auszeichnet.

Der neuere Heroismus unterschied sich gänzlich von dem plastischen, Religion und Frauenliebe waren innig mit ihm verwebt, fest hielt der Glaube die wundervolle Vergangenheit, die Gegenwart erhob sich auf dem geheiligten Boden der Kirche, die glorreichen Bilder der Seligkeit entzückten jedes Herz durch heilige Erwartungen.

Die Gesinnungen, in die Einsamkeit des schwärmerischen Gemüthes zurückgeschlossen, ließen die Natur anders erscheinen, der Dichter fand einen unerschöpflichen Bilderreichthum in den endlichen Gefilden, und das Gefühl der Allgegenwart Gottes weihte den großen Tempel ein. Die einst

geflohene Einsamkeit wurde nun gesucht und geliebt, auch von der Lebensweise begünstiget, das gerührte Herz sprach zur Natur, die Natur sprach zum Herzen; der aus den Umgebungen der Geselligkeit gerissene Mönch, die von ihrer heiligen Bestimmung entfernte Nonne, beweinten die Trennung von den Gegenständen liebevoller Lebendigkeit — was blieb ihnen übrig, nachdem die klösterliche Pforte jede theilnehmende Brust von ihnen entfernt hatte — als mit stummem Schmerz die Klagen dem Himmel und der frohblühenden Erde zu vertrauen!

Die Poesie verschwand in spätern Jahrhunderten aus dem Leben, der Geist der Romantik wich der Kultur des Verstandes, und sie stieg als Kunst empor. Die Schauspiele waren geliebt, und in England, Spanien und Frankreich öffnen sich regelmäßige Bühnen; die klassiische Litteratur verlieh den französischen Tragödiendichtern die hellenischen Muster, und gab dadurch dem Trauerspiel die plastisch-romantische Gestalt, welche jedoch in England und Deutschland nie herrschend wurde. Die ganze neuere Poesie zeigt einen hohen Grad von Gemüthlichkeit, eine unendliche Macht und Glorie des Herzens.

Auch die Wissenschaft mußte sich in dem umgestalteten Europa auf eine neue Art entwickeln,

die klassische Litteratur kam vielleicht nur zu Hülfe, und brachte das Triebrad der Forschung in schnelleren Schwung. Die Dogmatik der Religion sezte die Vernunft hinter die positive Offenbarung, der Verstand trieb sich mit scholastischen Spitzfindigkeiten herum, die Hierarchie verbannte die Gedankenfreiheit, es starben Märtyrer der Vernunft. Die Klöster waren die Riesenarme der Unterdrückung, sie begruben eine Menge heller Köpfe in den Abgrund des Irrthums, und verbargen in ihren Winkeln die Wahrheit vor dem Angesichte der Welt; doch das Geschick stellte dieser Priesterdespotie den Edelmuth der Fürsten und Völkerkraft entgegen, die Menschheit war nicht verweichlichet, in der gesunden Brust schlug ein gesundes Herz, und das war genug, um das Joch abzuschütteln, genug, um die schönen Erzeugnisse des Christenthumes dem römischen Vandalismus zu entziehen.

Das fünfzehnte Jahrhundert, mit Recht das Säculum der Erfindungen genannt, zeugt für die große Thätigkeit des Verstandes. An der Technik des Lebens übte sich derselbe, um dann mit gestählter Kraft den Menschen zu seinem Studium zu erwählen. Colons Scharfsinn ahndete das Daseyn der neuen Welt, überwand die abgeschmackten Einwendungen der Hofbediente und

Mönche an Ferdinands Hofe, und betrat zuerst Amerika's Küsten, Vasco de Gama führte die Umschiffung des Vorgebirges aus, Guttenberg's Genie schuf der Wissenschaft Flügel, und entdeckte eine edlere Goldmine, als die Habsucht des Pizarro's. Die Buchdruckerkunst verbreitete schnell die Gedanken, ein einzelner Funke der Aufklärung wiederholte sich tausendfach; der lichtscheue Dämon der Barbarei floh bestürzt vor der Erscheinung, und ließ die Zügel fallen, womit er den Geist in den Regionen des Aberglaubens zurückgehalten hatte. Luther zündete diesen Funken an, und die dreifache Krone sank vom Haupte Europa's. Das Christenthum sollte nun seiner ursprünglichen Reinheit und Einfalt wieder zurückgegeben werden, und ungetrübt das Licht des Evangeliums durch die Welt strömen, aber es war keine Allgemeinheit beschieden, der Protestantismus konnte sich nur zum Theile befestigen, und hatte furchtbare Gegner — Inquisitoren, Jesuiten, irre geleitete Fürsten. Der Religionskrieg, welcher die Schweden auf deutschen Boden führte, war schon sehr mit politischem Interesse verflochten; die Staaten fühlten tief ihre Wunden, und der lange Kampf machte zum Frieden geneigt, der Friede erzeugte zum Theile wirkliche Versöhnung, und auswendige Toleranz war eine seiner Grundstützen. Millionen verlor das

päpstliche Scepter, und die zum Scheine Treugebliebenen gehorchten, wann sie wollten, das Staatssystem verband durch Freiheit, was die Hierarchie durch Despotie zertrümmerte. Die Früchte so vieler Anstrengungen reiften endlich heran, und die Philosophie der Neuern zeigt von ihrer praktischen Seite, das reinere christliche Gefühl, die mildere Sittlichkeit, das Gesetz der Nächstenliebe beseelte die Brust, und aus ihm entsprangen Philantropismus und Kosmopolitismus, zwischen den verschiedenen Ländern setzte sich ein edleres Völkerrecht fest; und was einst bei den Römern Großmuth gewesen, erkannte man nun für Pflicht, was die Römer gegen Bundesgenossen kaum beobachteten, genoß nun selbst der Feind. Die Systeme des Völkerrechts bleiben ewige Trophäen der veredelten Gesinnung, die Idee eines ewigen Friedens bleibt trotz allem Scharfsinne der Kritiker, kühn und groß, die Sammlungen von Staatsrechten, die Betrachtungen über Weltbürgerthum verdienen einen unvertilgbaren Glanz, so wie die Bemühungen eines Wilberforce alle Siegesthaten verdunkeln. Der Patriotismus der Alten schloß sich mit den Grenzen des Geburtslandes, der neuere hat sich die Welt zum Vaterlande erkohren.

Groß ist der Umfang der Naturphilosophie geworden, die Experimentalphysik brachte an die Stelle wankender Hypothesen Gewißheit, die Erfindung einer Menge von Instrumenten erleichterte die Untersuchung, die Hypothesenträume wichen den auf Anschauung beruhenden Erkenntnissen, das Wunder sank vor dem enthüllenden Scharfsinne, der Wunderglaube selbst verlor die mächtige Stütze der Ignoranz. Die Anthropologie schwang sich empor, die Perspective der Geschichte hatten sich erweitert, und ließen mannigfaltigere Formen des Menschenlebens erblicken.

Die große Erweiterung der Kenntnisse brachte nothwendig eine Veränderung hervor; der Gelehrte trennte sich von den übrigen Geschäften immer mehr, und es bildete sich ein neuer Stand, der sich der Speculation und dem Studium ausschließend ergab. Die Dichter giengen größtentheils aus diesem Stande hervor, verließen die populäre Einfalt, und machen dem Leser eine höhere Bildung beinahe unentbehrlich.

Wirft man einen Blick durch die ganze Geschichte, so sieht man, daß sich der Genius der Schönheit frei und ungezwungen erhebt, und über Einseitigkeit und Tadelsucht den entscheidendsten Sieg erringt; das wahre Kunstwerk findet immer seine Verehrer, und die Zeit seiner Herr=

lichkeit. Die Wissenschaft hingegen ist einem ewigen Kampfe ausgesezt, und wenn jeglicher die Hoffnung nährt, ewigen Frieden zu stiften, und sein System allgemein gültig zu machen, so wird seine Darstellung nicht nur von Gegnern, sondern auch von irrigen Anhängern untergraben, und sinkt, um einer neuen Erscheinung Platz zu machen. — Vorurtheil und Irrthum sind in der Zeitlichkeit nicht zu vernichten, jeder Einzelne steigt aus dunklen Regionen in die Strahlenkreise ewigen Lichtes, auch die Menschheit wandelt diesen Stufengang; Menschlich ist's zu irren, aber göttlich — den Irrthum zu besiegen.

Verwandtschaft der Poesie und Philosophie in Beziehung auf das Menschenleben.

Die Zeit kann dem Menschen sein höchstes Ziel verbergen, aber nicht entreißen; der Zufall mag ihn beugen, aber er bleibt sich selbst, die Begierden mögen ihn bestürmen, er widersteht, und folget dem Gebote der Vernunft, welche das erhabene Ziel erblickt. Die Philosophie erkennt jene höhere Richtung des Daseyns, und behauptet ein Leben im Geiste, ein Leben für Gott, für Vervollkommnung, für Menschheit, sie verliert nie die Beziehung auf Menschenbestimmung aus dem

Auge, und überzeugt, daß dieselbe weder in Vielwisserei, noch in eitlem Pietismus bestehe. Wißbegierde ist schön, aber sie darf nicht in bloße Neugierde ausarten, sonst sind wir berechtigt mit Posa auszurufen: „O dann Schade um „den verlornen Augenblick — das Le= „ben ist so erstaunlich schnell dahin.“ Todte Gelehrsamkeit und Brodstudium entweihen den Helikon, wozu das emsige Säen, wenn keine Aernte lohnt, wenn nie der Keim zu vollen Aeh= ren sich erhebt. Viel Wissen ist schön und schätz= bar, aber es füllt weder das Leben, noch das eigene Gemüth aus, man kann sich dabei groß, aber nicht zufrieden fühlen.

Mit der bloßen Erkenntniß kann es nicht ge= than seyn, sie muß zurückewirken in das Innere des Menschen, sie muß ihn begeistern mit dem Gefühle einer himmlischen Bestimmung, und sein Antlitz der Vollkommenheit zuwenden.

Bloßer Formalismus, und bloße Theorie sind armselige Gerippe ohne Herz und Regung, sie können den Geist nur scheinbar nähren, nie be= friedigen, sie blenden mit scheinbarer Gewißheit. Dadurch sey der Ruhm fleißiger Männer nicht ge= schmälert, unverwelkbar umblühe der Lorbeer ihre Schläfe, nur jene sind zu tadeln, welche ihren Kopf bereichern, und nichts im Busen tragen,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

welche die Auflösungen ihrer Probleme selbstgefällig belächeln, und von dem Gewaltigen des Geisterreiches nicht in tiefe Rührung gesenkt werden, welchen der Gedanke nur — Gedanke bleibt. Kehrt die Erkenntniß zurücke in das Innere, erhellt sie sich an den Flammen des Gefühles, dann erhält sie eine blühende vollkräftige Natur, und wirket zur Vernunftbildung. Der wahre Philosoph nimmt jedes einzelne Gestirn auf in das unermeßliche Universum, welches Raum im Busen findet, und mögen sich mancherlei Systeme in diesen Sphären bewegen, eine Kraft umfaßt sie alle mit gemeinsamer Grenze. Die Sonne des ganzen wissenschaftlichen Systemes ist die Vernunft, mögen die umkreisenden Planeten sich einander erhellen oder verdunkeln, all ihr Glanz strömt aus dem einen unwandelbaren Sterne. Gleichwie die höchste Wissenschaft den Einzelnen begeistert, so sucht sie auch auf die ganze Menschheit zu wirken, daher sie Humanität herrschend machen will. Aber Humanität ist eine Tugend, sie errichtet ihre Gebilde auf moralischem Grunde, sie ist die Kardinaltugend des Menschen, als Mitglied der großen Gesellschaft betrachtet.

Mit der Selbstachtung gewinnt das ganze Geschlecht die Würde, auf welche der Vernünftige

Bayerische Staatsbibliothek München

Anspruch macht, der Freie sieht einen Freien, der Vernünftige einen Vernünftigen, und gleiche Rechte empfängt der Bruder gegen seine Brüder. Nicht Instinkt, Verpflichtung knüpft die Bande der Lebendigen, ein freier Wille unterwirft sich dem innern Gesetz, und bringt Thaten an den Altar der Menschheit zum Opfer dar.

Der Ethiker fodert Tugend, sie mag Privattugend oder Bürgertugend seyn, er sieht ein, daß sie allein das ächte Prinzip der irdischen Glückseligkeit ausmache, daß sie allein das Wohl befestige. Der Verstand erzeugt höchstens einen individuellen oder nationalen Eigennutz, so verziert er auch seyn mag; es ist von keinem Opfer die Rede, das Besitzthum wird mit hundert Augen bewacht, mit hundert Schwertern vertheidiget, durch hundert Listen vermehrt, der Selbstzweck sinkt in die Schranken der Zeit zurück. Die Humanität giebt den Menschen sich selbst und seinen Rechten zurück, die Klugheit raubt ihm seine Freiheit, um den Vortheil nicht zu verlieren; der Egoismus wirft sich in den Harnisch, sobald er Hoffnung zum Gewinn faßt, die Humanität legt das Friedenskleid nur dann ab, wenn die Rechte der Friedlichen gekränkt sind, ersterer kennt nur den Staatsbürger, vom Weltbürger weiß er

nichts, und die Gerechtigkeit erscheint als Gnade und Großmuth.

Aechte Politik ist die Frucht der Philosophie, sie sucht dem Ideale der Menschengesellschaft näher zu kommen, in einem schönern Lichte erscheint durch sie das Staatensystem, das Gesetz der Toleranz verwirklichet sich, der Staat ist nur des Menschen wegen, nicht umgekehrt, die Sclavenketten sinken, die Union der Bürger hält sich in dem sanften Mittel zwischen Anarchie und Despotie; der Einzelne ist frei, nicht zügellos, die Gesetze gehen von der Vernunft, nicht von der Willkür aus, jeder darf für sein Herz leben, kann sich in dem großen Kreise harmonisch bewegen, ohne seine eigene Sphäre unglückselig zu verlassen.

Groß ist die Idee, Millionen unter dem Gesetze zu versammeln, und eines Jeglichen Rechte durch das gemeinsame Versprechen zu garantiren, aber furchtbar und schreckhaft sind die Regierungsgeschichten der Despoten.

Alle Kunstgriffe des Politikers scheitern, wenn keine Tugend mehr statt findet, die Ehre ist ein sich selbst verschlingendes Surrogat, die Furcht ein unter aller Menschenwürde liegendes Prinzip, alle künstlichen Stützen modern zusammen, in alle

Erhaltungsmittel schließt sich ein tödtendes Gift. Bloße Klugheit arbeitet an dem Flore eines Landes, und sucht die Quellen fremden Wohlstandes abzugraben, sie wiederholt im Großen den zerstörenden Eigennutz des Individuums; aber die vernünftige Politik will nicht durch fremdes Elend Ruhm und Blüthe gewinnen, sie opfert den Fremdling nicht dem heimischen Götzen, sie entehrt und beraubt die Menschheit nicht, um Menschen zu beehren und zu bereichern, ihre Glorie ist der Friede, ihn zu befestigen, ihn zu beschützen nur billigt sie den Krieg, heilig achtet sie das Recht der Völker, es zu bewahren ist ihr Gesetz; gleichwie sie innerhalb der vaterländischen Gränzen die Selbstständigkeit des Bürgers zu erhalten strebt, so erkennt sie auch dem Ausländer dieses Vorrecht zu. Nach Menschenzahl und Länderumfang berechnet der edle Staatsmann nicht des Vaterlandes Größe, sein Blick fällt zurück auf den stillen Familienkreis, er will das Allgemeine durch das Einzelne verherrlichen.

Den Handlungen müssen Gränzen gegeben seyn, der Gedanke hingegen hat Anspruch auf Freiheit, und Freiheit der Presse kettet sich daran, der Staat sanctionirt die Freimüthigkeit des Unterthans, welche die unzertrennliche Gefährtin

der Wahrheitsliebe, und die mächtige Schwungkraft des Studiums ist. Friede und Eintracht sind im Gefolge der Humanität; die rege Vernunft trennt die Streitenden, ein höheres Interesse als Waffen erringen, vereint die Hände, durch Friedlichkeit schlägt der Keim des Guten Wurzel, und einem schönern Ziele folgt die Thätigkeit. Wohlstand und Freude ermuntern den geschäftigen Bewohner, sicher entwirft der Handelsmann seine Pläne, und das fliegende Segel führt vor Feindesflaggen unbesorgt die Wechselfracht hin und wieder, die Sitten mildern sich, der Verkehr mit fremden Völkern bereichert mit Kenntnissen aller Art, der Anthropolog und Kosmolog setzen ihre Untersuchungen ruhig fort, der stille Forscher ist in seiner Einsamkeit nicht gestört, und arbeitet rastlos für Wahrheit und Tugend, ohne die Hoffnung auf einen allgemeinen Schwung der Menschheit aufzugeben.

Der Friede ist ein fortdauernder Sieg, der Krieg eine fortdauernde Niederlage, jener begünstigt Entdeckungen und wissenschaftliche Bildung, dieser beschenkt nur ausnahmsweise die Völker mit ächten Vortheilen, nährt Vorurtheile, stählt den Nationalhaß. Wohlwollen und Menschenliebe wohnen selten in der bepanzerten Brust, die Musen fliehen das Waffen-

geklirre, und wo man immer an Wällen arbeitet, schenkt man der plastischen Kunst wenig Aufmerksamkeit, die Mauerkrone überglänzt den Dichterkranz, der laute Ruf, der vor dem Sieger einherfliegt, übertönet das bescheidene Lob, das der Künstler ärntet.

Die Philosophie erhebt den Menschen auf die höchste Stufe, indem sie ihn Wissenschaft und Tugend verbinden heißt, sie führt ihn zur Weisheit. Gläubig ist der Weise, ein gesunder Verstand, ein energisches Herz lenken seine Gesinnungen und Thaten. Jeder Weise wird ein Philosoph seyn, er sucht sein Gemüth rein zu erhalten, und sein Wissen zu vermehren, er bekämpfet das Unrecht im Leben, den Irrthum in der Denkwelt; wenn der Stoiker die Künste verbannt, weil er glaubt, sie beeinträchtigen die Sittlichkeit, so sezt der Weise die Phantasie in ihre Rechte wieder ein, wirft der Kyniker alle Lebensbequemlichkeiten hinweg, sich mit seinem Faße und etwas Sonnenschein begnügend, so genießt der Weise mit Maß die Annehmlichkeiten des Lebens, ohne der Schwelgerei den verderblichen Einfluß zu gestatten, denn auch zur Freude ist der Mensch geschaffen, auch dem sinnlichen Genuße darf er sich ergeben, wenn der höhere Zweck dabei nicht entrückt wird. Dem Kyniker und

Asceten gebührt Achtung, denn, einer Geisterstimme folgend, verachten sie die Reizungen irdischer Lust, das Hochgefühl der Tugend und Heiligkeit führt sie über die Erde hinweg, aber überspannte Begriffe verdunkeln Lebensgüter und Wissenschaft. Freilich hieng ein großer Theil dieser Eiferer nur an der Außenseite, der Kyniker brüstete sich mit dem zerrissenen Mantel, der Mönch mit der blutigen Geißel, und im Innern waren sie die Widersacher des äußern Bekenntnisses. Eine besondere Auszeichnung gebührt der stoischen Secte, Tugend veredelt ihre Mitglieder, deren einige mit Würde Kaiserkronen tragen, und sie war vorzüglich für den kriegerischen Römer geeignet, innere Selbststrenge harmonirte mit auswendiger Härte und Disciplin. — Das Gute erhebet aber die Seele, wo man es auch immer finden mag, das Vaterland der Tugend ist die ganze Welt, und keine Secte kann die alleinige Mutter der Tugend werden, keine Parthei giebt dem Tugendhaften einen Vorrang, groß ist er in jedem Jahrhundert, unter jedem Himmelsstrich, und er gehört in die Brüdergemeinde der Gesegneten, ohne Ordenskleid und Ordenssitte, sein eigner Geist weiht ihn ein. —

Wer Wissenschaft und Tugend vereint, ist der Weise, er strebet nach höhern Einsichten,

und nach einem klaren reinen Gemüth; jedoch wird Vielwisserei außer seiner Bestimmung liegen, das sokratische Nichtwissen ist ihm glänzender, als die stolze Prahlerei des Sophisten, die bescheidne Resignation der beschränkten menschlichen Erkenntniß gehaltvoller, als der alle Gränzen überschreitende Uebermuth des ausschweifenden Speculanten.

In jeder Wissenschaft wie in jeder Kunst kann dem Einzelnen keine Vollendung gelingen, manches Fach der Thätigkeit fodert gebieterisch das ganze Leben, und kurz ist das Leben — aber lange die Kunst; fodern wir also von dem Weisen Wissenschaft, so kann es vorzüglich die Philosophie seyn, welche alle einzelnen Zweige des Erkennens umfaßt, und begründet. Der Philosoph beschäftigt sich mit den Elementen des Seyns und Erkennens, dazu ist aber nicht nöthig eine vollkommene Kunde des Einzelnen zu haben, der Zweck und die Bestimmungsgründe mancher Handlung, mancher Wissenschaft mögen dem Forscher vor Augen liegen, ohne daß er die Handlung selbst vollzieht, und den wissenschaftlichen Gegenstand in seiner Fülle darstellen kann.

Man kann weise seyn und Vieles nicht verstehn, (Universalbildung im ächten allumfassenden Sinne ist unmöglich) der Baumeister darf

den Weisen welcher seinen Tempel tadelt, nicht eitel und unverständig heißen, wenn diesem gleich die technische Fertigkeit, ein solches Werk zu errichten, mangelt, der gebildete Geist greift die sinnliche Form auf, und vermißt darin die Harmonie mit der Idee der Schönheit, er fasset den Gegenstand in seiner Wesenheit, und vergleichet ihn mit seinem Endzwecke. Bewußtseyn dessen, was seyn soll und Ausübung der vom Geiste gebotenen Pflichten, dieses sind vorzüglich die Charakterzüge des Weisen, nicht die Erfahrung, sondern die Vernunft macht ihn zu dem was er ist; die Weisheit bildet sich gleich der Tugend nur in der Selbstständigkeit des Gemüthes. Der Weise hat Religion, der Glaube an die höchsten Wahrheiten beseliget seine Brust und befestiget sie gegen die Stürme der Endlichkeit; theuer ist ihm das Menschenleben, und er sucht beglückend auf die Lebendigen zu wirken, die Maximen eines Timon verschmähend. Der irdische Wandel großer Männer wurde das Beispiel der Gegenwart und Zukunft, sie fanden stets begeisterte Anhänger, sie theilten ihre Einsichten mit, und läuterten fremde empfängliche Seelen, sie schufen ewiges himmlisches Leben in den Fluren der Vergänglichkeit, und indem sie sich mit den Formen der politischen Reiche beschäftigten, stifteten sie ein Reich der Göttlichkeit.

Die Weisheit wendet euren Blick auf die Erde, ihr Sterblichen! darum ist ihr nichts Menschliches fremd; aber durchdrungen von Gottseligkeit und himmlischer Liebe schaut sie hinein in das geistervolle Morgenroth der ewigen Zukunft, sie fühlet die Macht des Himmels, und schwebet auf den Flügeln der Hoffnung der Seligkeit entgegen, die Unendlichkeit tritt in strahlender Herrlichkeit hervor, und verlangt die Seele des Erdgebornen von der Zeit zurück. —

Die Philosophie lehrt den Menschen leben, sie weiht ihn der Einsicht und Tugend, begründet die erhabene That mit der erhabenen Gesinnung, setzt ihn ein in seine Bestimmung; aber der diesseitige Zweck wird nur durch das Vorgefühl des jenseitigen klar.

Ein wohlthätiges erwärmendes Licht wirft die Kunst in das Leben, auch sie führt zur sittlichen Vollkommenheit. Der Geschmack enthält eine Tendenz zur äußern Beförderung der Moralität, sagt Kant, eine Wahrheit, die leicht bestritten, aber nicht widerlegt werden kann. Die Kunst wirkt durch Sinnlichkeit auf das Uebersinnliche, ergreift mit allgemeiner Kraft die Natur des Menschen, ist daher auch eher Allgemeingut als die Philosophie, welche in ihrer strengen Form der Popularität widersteht, und

Eigenthum weniger Köpfe bleibt. Der Idealismus der Kunst verbirgt sich unter den Gestalten der Wirklichkeit, und bewährt eine nahe Verwandtschaft mit derselbigen; der sinnlichherzliche Reiz bringt das Gemüth in süße Regungen, man liebt die vom Dichter hervorgebrachte Bangigkeit, und trocknet froh die fließenden Thränen, harmonisch füget sich das Gedicht in das Lebens- und Denksystem der Völker, daher wandeln die Gesänge der Musen von Mund zu Mund, die Urtheile begegnen sich, der Beifall vereint sich, da hingegen die philosophischen Systeme stets auf wenige Gläubige sich beschränken. Die Poesie nimmt frühzeitig philosophische Sätze auf, und versinnlicht das Uebersinnliche, wie in spätern Epochen das Sinnliche durch die Kunst vergeistiget wird. Die Idealität setzt alle Kunst über die gewöhnlichen Lebensformen hinaus, sie stellt eine in sich abgeschlossene Welt dar, und es ist eine Täuschung, wenn man ein vollkommen poetisches Leben in der Geschichte annimmt, obwohl einzelne Handlungen dem Idealisirenden wenig zur Verherrlichung übrig lassen.

Der Empfängliche bringt das *idealische* Seyn des Dichters in das Verhältniß mit dem *wirklichen*, er ist mit reinen Empfindungen erfüllt und gefällt sich in dieser großen Schö-

pfung; die Aehnlichkeit des poetischen Menschen mit dem in der Zeit versirenden macht den Erstern zu des Letztern Vorbild, in ihm ist die Menschlichkeit nicht aufgehoben, nur steht er um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter der Vollkommenheit.

Das objective Ideal subjectivisirt sich im Gemüthe des Empfängers, der fremde Geist erwecket den eigenen, fremde Leiden und Freuden umfangen das gerührte Herz, und das Gefühl für Tugend wird rege durch das gewaltige Beispiel. Die Kunst, und besonders die Poesie, erwecket einen lebhaften Enthusiasmus für die Trinität der Ideen, sie ist vermögend zu philosophischen Reflexionen und praktischen Entschlüssen zu leiten, das Herz wird nicht nur empfänglich gemacht, sondern wahrhaft gebildet; was die Form Eigenthümliches hinzuthat, verschwindet, und die Wahrheit senkt sich in die Tiefen des Bewußtseyns.

Kann es gleich nicht zum positiven Zweck gemacht werden, daß die Kunst die Moralität befördere, so muß sie es gemäß ihrer vernünftigen Wesenheit thun. Jene Meinung, welche der ästhetischen Kultur nur einen Einfluß auf die äußerliche Verfeinerung (Politesse) gestattet, widerlegt sich, sobald man den wahrhaft Em-

pfänglichen von dem Geschmacklosen unterscheidet; ohne Zweifel bringt die ästhetische Kultur eine vortheilhafte Veränderung in dem äußeren Betragen hervor, diese unterscheidet sich aber sehr von der französischen Koketterie, (der Männer und Weiber) deren Jämmerlichkeit nie beschöniget werden kann. Die gefällige Sitte der Geselligkeit ist mehr die Folge der Veredlung der Gesinnung, als bloße Angewöhnung, sie wird mehr von der Natur gelehrt, als durch Gouvernantenzwang und Eitelkeit eingeprägt; die deutsche Geradheit hat vielleicht mehr Grazie, als die gallische Höflichkeit, welche sich so gerne zur Nebenbuhlerin der attischen Urbanität erheben möchte, aber bei aller anscheinenden Gelenkigkeit wesentlich steif und geistlos ist. Diese sogenannten feinen Sitten haben weder ästhetischen noch moralischen Werth, und finden nur an der conventionellen Gewohnheit eine Stütze, gleich der bunt wechselnden Mode.

Die Aufnahme der Künste verräth jederzeit eine gewisse gesellige Ruhe, mit dem Umsturz der Civilisation verderben die freien Formen der Schönheit, der Vandalismus zerstört die Hallen der Kunst, sinnlose Kolossen sind die Trophäen seiner Siege; die in das Licht steigenden, oder in das Dunkel zurücksinkenden Völker sind ge-

zwungen,

zwungen, ihre Aufmerksamkeit auf die Erhaltung oder Verbesserung ihres Zustandes zu wenden, die Kraftäußerung fällt wieder dem physischen Theile zu.

Die Poesie in's Besondere gewinnt sowohl durch ihren extensiven als intensiven Reichthum das Uebergewicht über die andern Künste, sie verbreitet sich schnell und weit, ihre Einwirkung ist sicherer und bestimmter, sie vereint sich fruchtbar mit Musik und mimisch deklamatorischer Darstellung. Auf der Bühne zeigt sie das Menschenleben entweder in seiner Erhabenheit, als Tragödie, oder sie sucht das Kleinliche und Arme in seiner Dürre und Erbärmlichkeit in der Komödie darzustellen. Wird das Drama heut zu Tage weniger geschätzt wie bei den künstlerischen Hellenen, so ist die Ursache bei unserem Publikum, nicht bei unsern Dichtern zu suchen. Humanität befördert Künste aller Art, aber die Kunst selbst verbreitet den milden Geist der Humanität, in ihrer Freiheit allein groß, wird sie die Schutzrednerin vernünftiger Freiheit, in ihren leidenden Gestalten fodert sie zur Tugend auf, durch die himmlische Fülle jugendlichen Frohsinnes erhellet sie die unbewölkte Heiterkeit kindlicher und jungfräulicher Unschuld.

Die Poesie entflammt nicht zur Leidenschaft, der wahre Genuß beruhiget und stärket das Ge-

müth, und bereitet es vor zur Weisheit; jedes schöne Gedicht klärt unsere Seele auf. Durch die Erregung des Mitgefühles erwecket die Dichtkunst die Liebe der geselligen Tugenden, ihre lebendige liebevolle Gestalt schmeichelt dem Herzen, und ersetzt dem weniger Gebildeten die einfachen kalten Grundsätze und schlichten Lebensregeln des Tugendlehrers.

Wenn selbst die phantastische Einkleidung dem Gedächtnisse entflieht, so läßt doch das Wesentliche einen tiefen unauslöschlichen Totaleindruck zurück, auf welchem das Ganze gleich wie auf dem Schwerpunkte ruht; eben so bleiben von mancher Lebensscene die Hauptmomente in dem Bewußtseyn, und ein Schauer durchgreifet das Gemüth bei der Erinnerung.

Indem die Poesie die Sprache bereichert, veredelt, leistet sie den übrigen Wissenschaften keinen unwichtigen Dienst, und hilft dieselben in formaler Hinsicht der Vollendung näher bringen. Beinahe überall wurden die Prosaiker durch die Dichter gebildet, und auch in unserm deutschen Vaterlande mußten dadurch die fremden Sprachen verbannt, und ein guter historischer und philosophischer Vortrag heimisch gemacht werden. Ein Volk verliert unglaublich viel, wenn seine Schriftsteller nicht in seiner Sprache schreiben, denn es wird nicht nur die Lectüre auf Wenige beschränkt, sondern es geht für den Forscher eine reiche

Quelle von Schönheiten und Charakterzügen verloren, da die Eigenthümlichkeiten nicht nur formell, sondern wesentlich sind. Jede Sprache bildet sich nach dem Geist ihres Volkes, und kann nicht immer durch eine andre ersetzt werden *).

Der Idealismus der Poesie trotzt gleich der Philosophie dem Menschenhaß, und vertheidiget den Glauben auf sittliche Vortrefflichkeit gegen den schmähenden Menschenkenner, er verbleibt der preisende Chorus der Unschuld, das strahlende Licht der Wahrheit.

Wir suchen die Schönheit in der ganzen Natur auf, und besänftigen durch diese sympathetische Harmonie die wehmüthigen Wallungen des Herzens; in einem kühnern majestätischern Styl malt der Poet die Landschaften der Endlichkeit, und stärkt die erweiterte Empfindung, man sehnt sich hinein in diese veredelte von unsichtbaren Dämonen durchflogene Welt, als wäre sie die Vorhalle göttlicher Liebe und Seligkeit; groß ist das Gemüth durch solche Gefühle, und gewaltig ist der Wunsch nach edler Thätigkeit. Der einseitige Eindruck kann eine allseitige Wirkung erzeugen,

*) Die französische Sprache ist eine wahre Universalplage der sogenannten gebildeten Welt, und hat besonders in Deutschland so viel Unheil gestiftet, als die französischen Gouvernanten.

eigene Hoheit bildet sich im Begeisterten, vom eigenen Charakter mächtig entwickelt.

Jene Erholung welche uns die Poesie gewährt, wird größtentheils darin bestehen, daß sie uns von den einseitigen Beschäftigungen lostrennt, und einer freien Gedankenbewegung zurückegiebt, wir kommen gleichsam zu uns selbst, die Geister des Lebens sammeln sich im Busen, und nur wehmüthig giebt man diese selige Freiheit auf, wenn die Zeit zum vergänglichen Dienste fodert. Nichts ist schöner, als jener flüchtige Besitz, wo der Mensch sich selbst erhascht, sich selbst beleuchtet mit eigenem Lichte, und den Arm der Zerstörung von sich hinwegbeugt; aber — nur in schnell verlodernden Augenblicken schlägt sein Herz in solchen Unendlichkeiten, die Stürme der Welt wecken ihn auf, und lassen ihm oft nichts, als die süße Erinnerung: ich bin mein gewesen. Der Kunstgenuß macht nicht gleichgültig, jene scheinbare Ruhe, welche die Indifferenz mit sich bringt, verdient weder männlich noch vernünftig genannt zu werden, denn der Schlummer der Seele, die Unthätigkeit, oder das platte Spiel derselben entwürdiget den Menschen, er nähert sich dem leblosen Gegenstande der Natur, indem er die seinige höhere verläßt. Wahr ist es, reiße die Saiten von dem Instrumente, zertrümmere die Aeolsharfe, und kein wehmüthiger Accord ertönt mehr in die Luft, das verstümmelte

Gemüth wird hart und klanglos, und die Karrikatur belächelt den Selbstmord, denn sie ist ruhig, die Barbarei gegen sich selbst hat nothwendig jene gegen andre zu Folge; die ganze Existenz dreht sich in den Angeln der gröbsten Sinnlichkeit und einer armseligen boshaften Raffinerie.

Nicht in der Vernichtung der geistigen Kräfte besteht die Erholung, sondern in der allgemeinen Wiederherstellung derselben, Herzlosigkeit und Unempfindlichkeit erzeugen eine tödtliche Erschlaffung, welche das Leben in seinem innersten Elemente angreift und zernichtet. Durch ihre allseitige Berührung kann die Poesie den Einklang wieder herstellen, und die theilweise Spannung aufheben, sie beschäftigt Vernunft, Verstand und Phantasie, die Reflexionen gewinnen eine heitere sinnreiche Bewegung. Der Leser wird eigentlich nicht ergriffen, sondern er ergreift das Kunstwerk, erkennt seine Gefühle, die auf einen Punct gerichtete Aufmerksamkeit kehrt in das volle Innere zurück, der freie Gedanke entflieht dem Bedingten, und wendet sich in das Wunderreich der Gefühle. Innerliche Sammlung, Fassung der Seele allein giebt wahre Erholung, alles andre ist restaurirende Trägheit, gerade die Zerstreuung, welche wir bei dem Künstler suchen, stellt das Gleichmaß wieder her.

Wahre Empfänglichkeit ist weder durch Vorurtheile, noch Grundsätze beschränkt, das wahre

Kunstgefühl hütet sich vor allen Einseitigkeiten und allen Vorurtheilen der Ignoranz und Gelehrsamkeit. Der Dichter macht mit Grund Anspruch auf ein gesundes Herz und gesunden Verstand, dann kann sein Werk den Leser in wahre Thätigkeit setzen.

Giebt man eine individuelle Veredlung durch die Kunst zu, so ist auch der wohlthätige fruchtende Einfluß auf das Ganze nicht mehr in Abrede zu bringen, denn jeder große Erfolg geht nur durch den Conflict Einzelner hervor, die entflammte Brust sucht den raschen Lauf der glorreichen That, das innere Leben sucht sich im Aeusseren zu verkünden, der in Ewigkeiten strebende Geist verlangt Unsterblichkeit in den Traditionen der immer sich erneuernden Geschlechter.

Wissenschaften und Künste sind bei civilisirten Nationen unentbehrlich, in ihnen liebt die Menschheit ihre eigne Größe, die Philosophie leitet den humanen Gesetzgeber, unterdrückt das falsche Regierungsprinzip, verschlingt die Bande des Bürgervereins, erkennt die Rechte des Auswärtigen, und die Poesie kommt ihr hülfreich entgegen, die Humanität erweckt den Geist einer höhern Gesselligkeit, einer Verbündung vernünftiger Wesen für Tugend, Wissenschaft und Kunst; denn dieses sind die drei großen Aeusserungen der Menschheit, wodurch sie ihre Abkunft beurkundet, und ihre zeitliche Bestimmung erfüllt. —

Schluß.

An bestimmte Gesetze binden sich die Wirkungen der stummen Natur, sie verletzt die vorgezeichnete Ordnung nicht, und vollzieht unverändert ihr Seyn innerhalb den Schranken der Verwesung, sie kann nicht mehr werden als sie ist, folget gleich dem fliegenden Planeten der vorgelegten Bahn, und ruhmlos verblühen hinter ihr die Jahrtausende; aber in den Zeiten lebt der Gottglaubende, aus den Zeiten sproßet der Menschheit Ewigkeit empor, aus dem in sich selbst ruhenden Seyn strebt der Geist der Vervollkommnung auf. In der Natur herrscht gleichsam ein ruhiger Realismus, die Menschheit bewegt sich in einem steten Idealismus, jene ist wirksam um sich zu behaupten in ihrer Wesenheit, diese thätig um ihren Zustand zu verbessern, jene sucht nie, diese sucht ewig uud eilt vorwärts, oder rückwärts, ohne jemals still zu stehn.

Bedingungen und Verhältnisse ketten den Sterblichen von dem Anfange seiner Existenz bis zur Rückkehr in das Land der Freiheit, Zufälle treiben ihn umher wie Orkane; aber seiner Selbstständigkeit bewußt, trotzt er der Nothwendigkeit, und nützt des Zufalls blinde Kraft; er verachtet den Dienst der Erde, und dient einer höhern Macht durch Gebet und Tugend.

Viel ist dem Menschen das Leben, denn groß ist die darin blühende Krone der Weisheit; aber

er ahndet ein vollkommneres Ziel, die Gedanken schweben über die Urnen des Todes empor, kurz nennt er sein Daseyn, unendlich sein Denken und sein Fühlen, beschränkt sein Vollbringen, unbegränzt sein Wollen. Gewaltig ergriffen von der Idee der Wahrheit faßt der Verständige der Dinge Maß, die Regel ihrer Vereinigung, ihres Scheidens, und aus dem wundervollen Bau spricht ihn die Heiligkeit der Vorsicht an, der große Geist des Himmels zieht ihn empor in das Licht der Ideen, und zeigt ihm, gleich dem Moses auf Arabiens Hügeln, die Herrlichkeit des gelobten Landes. —

Was der Mensch in dem Lauf der Tage pflanzet, blüht und welkt, was er der Erde vertraut, verschwindet in ihren Urnen, doch in seinem Innern grünt die frische Saat dem Ideal entgegen, und was er denkt und thut im gotterfüllten Geiste, das gehört der Unendlichkeit an.

„Welch ein Meisterstück ist der Mensch, wie edel durch Vernunft, wie unbegränzt an Fähigkeiten! in Gestalt wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel, im Begreifen wie ähnlich einem Gott, die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen.“

Schakspeare.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weichselbaumer, Carl,

Über die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie
eine gekrönte Preisschrift

München 1813

Bibl.Mont. 4132
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724432-9